Bedarf Deutschland der Colonien?

Eine politisch-ökonomische Betrachtung

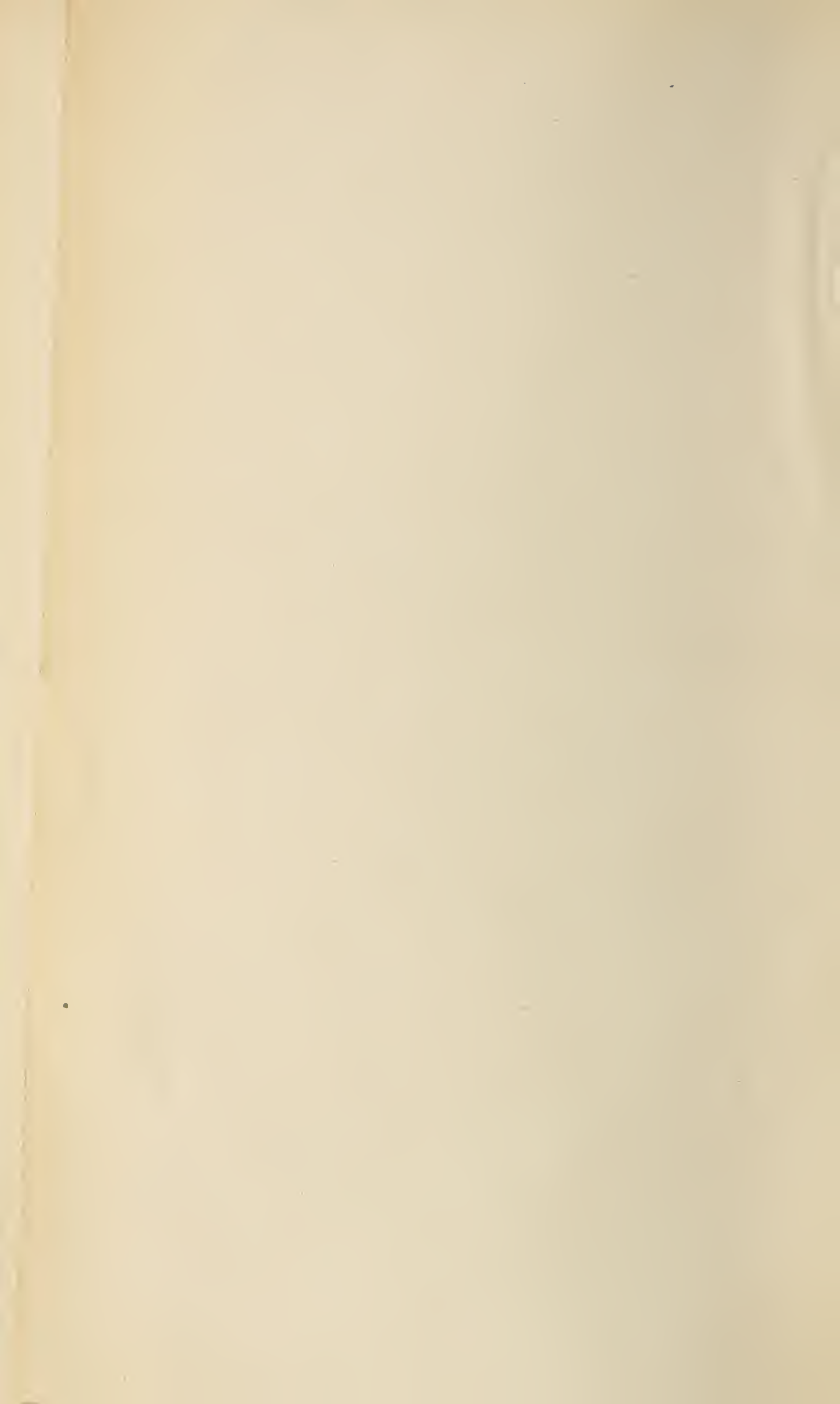
von

D. Friedrich Fabri.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1879.

[illegible]



Bedarf Deutschland der Colonien?

Eine politisch-ökonomische Betrachtung

von

D. Friedrich Fabri.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1879.



Vorwort.

Wir leben gegenwärtig in Zeiten der Nothstände und des Druckes. Da legt sich Einem die Frage wohl nahe, hast du vielleicht irgend etwas aufgespeichert, das Anderen nützlich, das dem Gemeinwesen unter den Nöthen, die es bedrücken, förderlich werden könnte? Dieser Gedanke bewegte mich in letzter Zeit öfter. Da des Kritisirens viel und des Klagens heute bereits übergenug, schien es mir am gerathensten, einen ganz confreten Gegenstand, der für die heutige Lage Deutschlands einen unmittelbaren praktischen Werth habe, zu behandeln. In gedrückten Zeiten ist es ja oft doppelt werthvoll, nach neuen Aufgaben, die dem Streite der Parteien noch entrückt sind, sich auszustrecken. Und indem ich nach einem solchen Gegenstande mich umschaute, stieß ich wie von selbst auf die Colonial-Frage. Sie ist merkwürdigerweise bis heute unter uns — soferne wir von der 1856 erschienenen, seiner Zeit wohl

viel zu wenig beachteten, aber noch heute werthvollen Schrift Roschers über Colonien, Colonial-Politik und Auswanderung absehen —, man kann sagen, fast völlig unerörtert geblieben. Hie und da im Vorbeigehen wohl angedeutet, fehlt uns eine faßliche, die Bedeutung der Colonial-Frage für die gegenwärtige Lage Deutschlands dem größeren Publikum nahebringende Darlegung, eine Erörterung, die alle Haupt-Gesichtspunkte, welche jene jedenfalls gewichtige Frage bietet, kurz und bestimmt prüft. Es ist dies um so auffallender, da die Lage, in die unser neues Deutsches Reich in den letzten Jahren gekommen, nothwendig auch zu der Frage hindrängt: „Bedarf Deutschland etwa der Colonien?"

Ganz unberufen hat, wie der freundliche Leser wohl finden wird, der Verfasser sich nicht an dieses Thema gemacht. Seit nun 21 Jahren habe ich fortwährend Anlaß, mich auch mit überseeischen Angelegenheiten zu beschäftigen und allerlei vergleichende Beobachtungen anzustellen. Da kommt man aus einer Fülle von Einzel-Beobachtungen allmählig, wie von selbst, auch zu zusammenfassenden Grundgedanken und mit diesen auch zu einer klaren und bestimmten Ueberzeugung. Schon vor etwa einem Jahrzehnt hatte ich diese für mich gewonnen und kam in starke Versuchung, sie auch öffentlich auszusprechen. Glücklicherweise ward's mir nicht schwer, dieser Versuchung damals zu widerstehen und meinen Gedanken das

nonum prematur in annum aufzulegen. Denn bei Fragen, die praktischer Natur sind, d. h. bei denen es auf einen praktischen Erfolg ankommt, deren Verwirklichung daher die Mithülfe der öffentlichen Meinung nothwendig erheischt, ist's nicht genug, daß man etwas Richtiges zu sagen vermöge, sondern es kommt nicht minder darauf an, das Richtige im richtigen Zeitpunkt zu sagen. Das ist, weil's eine gewisse Entsagung fordert, oft schwerer, als das Richtige selbst zu finden. Es ist mir aber nicht schwer geworden, Entsagung im vorliegenden Falle zu üben, ja, ich habe, nachdem ich seit Jahr und Tag ersehen, daß der richtige Zeitpunkt für die Colonial-Frage nun da sei, ruhig gewartet, ob nicht etwa eine berufenere Feder mich der Aufgabe, meine Weisheit über dieses Thema zu Markte zu tragen, überhöbe. Es ist nicht geschehen; wenn schon, während ich das Nachfolgende schrieb, zwei Publikationen, die ich freudig willkommen hieß, (von Moldenhauer und besonders von Hübbe-Schleiden) mir zukamen. Gewiß förderlich nach vielen Seiten, machen sie die nachfolgende Veröffentlichung, die, wenn auch kurz und knapp, die Colonial-Frage im Ganzen zu behandeln versucht, doch sicherlich auch nicht überflüssig.

So lasse ich diese kleine Schrift mit der Hoffnung ausgehen, daß sie nicht vergeblich geschrieben sein werde. Ein paar Digressionen, die man in einer Schrift über die Colonial-Frage kaum erwarten

wird, die aber beispielsweise einzufügen schon die innere Logik, welche alle Bedürfnisse und Strebungen eines öffentlichen Gemeinwesens verbindet, gestatten dürfte, empfehle ich dem Schutze des werthen Lesers. Wenn derselbe hier und dort empfinden sollte, daß es dem Verfasser darum zu thun war, unter den Nöthen, die uns bedrücken, eine kleine patriotische Gabe darzubringen, so würde mir das lieb sein, und er würde den Beweggrund zu dieser Schrift jedenfalls richtig erkannt haben.

Barmen, Anfang Februar 1879.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Es dürfte nachgerade wirklich an der Zeit sein, die Frage: „**Bedarf Deutschland der Colonien?**“ zur öffentlichen Verhandlung zu bringen. Schon einmal, unter dem ersten Freudenrausch über das neu gebildete Deutsche Reich, im Jahre 1871/72, durchflogen unsere Presse flüchtige Rufe nach Colonien, die in ein Paar Brochuren bestimmtere Gestalt anzunehmen versuchten. Sowohl die Reichs-Regierung, wie die öffentliche Meinung verhielten sich damals ablehnend, so daß der schwache Anlauf rasch wieder verflogen war.

Heute liegen die Dinge wesentlich anders. Wie uns scheint, drängt Vieles auf die ernste Erwägung der vorstehend aufgeworfenen Frage; wie uns scheint, ist die öffentliche Stimmung in Folge unserer gesammten Entwicklung während der letzten Jahre gegenwärtig völlig geneigt, der Frage, ob dem Deutschen Reiche Colonial-Besitz noth thue, mit lebhafter Theilnahme sich zuzuwenden. Die Gründe für diesen Stimmungswechsel sind unschwer zu erkennen. Vornämlich drei Gesichtspunkte dürften in fraglicher Richtung bestimmend wirken: unsere wirthschaftliche Lage, die Krisis unserer Zoll- und Handels-Politik, und unsere sich mächtig entwickelnde Kriegs-Marine.

Wir sind nachgerade im neuen Reiche in eine wirthschaftliche Lage gerathen, die drückend, die wirklich bedenklich ist. Es

ist ein leidiger Trost, daß die nun schon so lange währende Handels-Krisis mehr und minder auf allen Cultur-Staaten mit schwerem Drucke lastet. Deutschland ist verhältnißmäßig — wir lassen Rußland und Oesterreich hier außer Betracht — wohl in der ungünstigsten Lage. So mächtig der Wohlstand in den letzten Jahrzehnten bei uns gegen früher gewachsen ist, so sind wir doch im Ganzen noch arm, und die Kraft und der Nachhalt unseres nationalen Wohlstandes steht zu der politischen Machtfülle, die wir gewonnen haben, in einer erheblichen Dissonanz. Daraus dürften sich für die gesunde Weiter-Entwicklung unseres großen nationalen Gemeinwesens leicht beträchtliche Schwierigkeiten ergeben. Die Sache ist auch um so empfindlicher, da wir, als wir uns eben unter der Nachwirkung des Milliarden-Rausches sehr reich dünkten, plötzlich nachdrücklich an unsere Armuth erinnert wurden. Es ist mit Recht gesagt worden, daß Deutschland von der furchtbaren Katastrophe des dreißigjährigen Krieges erst in diesem Jahrhundert sich wirthschaftlich wieder erholt habe. Wir waren eben tüchtig daran, uns in den letzten Jahrzehnten heraufzuarbeiten, als kurz nach unserer nationalen Erhebung jene Geschäftsstockung begann, die nun Jahre währt und deren Ende noch nicht absehbar ist. Man wird annehmen dürfen, daß wohl fast ein Vierttheil unseres National-Vermögens in den letzten Jahren verschwunden, d. h. unproduktiv geworden ist. Und unser nationaler Wohlstand war im Ganzen noch schwach, es fehlte ihm die allmählig, aber stetig fortgehende Steigerung, die England seit zwei Jahrhunderten, die Holland, die Nord-Amerika, die auch Frankreich nach Ueberwindung der Erschütterungen der Revolutions-Epoche erfahren. Vom größten Einfluß auf unsere so ungünstig sich gestaltende wirthschaftliche Lage ist aber die rapid sich steigernde Vermehrung der Bevölkerung in Deutschland, eine Thatsache von der weitgreifendsten

wirthschaftlichen Bedeutung, die aber als solche noch sehr ungenügend erkannt, zu deren Bewältigung daher so gut, wie nichts, bis jetzt geschehen ist. Wir werden im folgenden Abschnitt davon eingehender handeln. Es ist hier aber nicht am Orte, den Fehlern nachzuspüren, welche in unserer Handels-Politik, in unserer Gesetzgebung, in unseren wirthschaftlichen Gewohnheiten, in der moralischen Entwicklung des öffentlichen Geistes dem Eintritt und der Ausbreitung unserer gegenwärtigen Geschäfts- und Handels-Krisis förderlich waren. Darüber sind wohl Alle einig, daß nicht mehr viele Fehler gemacht werden dürfen. Aber es ist auch eine patriotische Pflicht, allen Möglichkeiten, die eine breitere und gesichertere Entwicklung unserer nationalen Arbeit und damit unseres nationalen Wohlstandes verheißen, aufmerksam nachzudenken. Und unter diesen Aufgaben weisen wir der Frage: „Bedarf das Deutsche Reich des Colonial-Besitzes?" eine sehr hervorragende Bedeutung zu. Irren wir nicht sehr, so kommt die durch unsere wirthschaftliche Lage erzeugte Stimmung der Erörterung dieser Frage heute auch aufs bereitwilligste entgegen.

Es war noch eine zweite Vorbedingung nöthig, um aufmerksam und unbefangen an die aufgeworfene Frage herantreten zu können. Als vor sieben Jahren einige vereinzelte Rufe nach der Erwerbung von Colonien durch die deutsche Presse schwirrten, wurden sie mit Geringschätzung als veraltete Gesichtspunkte abgewiesen. Die öffentliche Meinung, vom Manchesterthum beherrscht, glaubte in unbedingtester Handels-Freiheit den wirthschaftlichen Stein der Weisen für alle Zeiten gefunden und festgestellt zu haben. Wir gehören nicht zu den vielen heutigen Lästerern der Manchester-Schule. Wir glauben vielmehr, daß die in Geltung gekommene Lehre vom Freihandel in vielen Stücken befreiend und förderlich auf die gesammte Cultur-Entwicklung unseres Jahrhunderts gewirkt hat. Aber über zwei

Punkte könnten alle ruhig und besonnen Denkenden heute doch wohl im Klaren sein. Erstlich, daß unsere Wirthschafts-Politik in der Aneignung der Manchester-Theorie mehr und mehr dem einseitigsten Doktrinarismus gehuldigt hat. Es ist eine alte, in der Geschichte oft sich bezeugende Noth, daß neu aufgefundene Wahrheiten leicht diesem Schicksale verfallen. Ohne sorgfältige Beachtung ihrer natürlichen Vorbedingungen werden sie allmählig zu einer allein seligmachenden Doktrin aufgebauscht, die es dann nach der herrschenden Strömung nur möglichst rasch in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen gilt. Ja, wir können's nicht leugnen, das Verlangen nach einem Unfehlbaren liegt tief in der menschlichen Natur. Nicht nur im kirchlichen, in allen Gebieten, auch im wirthschaftlichen Leben ist dies zu beobachten. Ob eine Person, ob ein gedruckter Lehrsatz als Unfehlbarer die Stimmung der Massen beherrscht, ist an sich gleichgültig. Hier wie dort ist es unsere Faulheit, die durch Proklamirung eines Infallibilitäts-Dogmas ihre Weide sucht. Die Kunst des Regierens, der Leitung eines öffentlichen Gemeinwesens wäre aber überaus leicht, wenn sie in der rücksichtlosen Geltendmachung einer bestimmten Doktrin sich erschöpfte. Wo man vergißt, daß jede solche neu entdeckte Wahrheit nach Zeit und Umständen geprüft und mit anderen Erfahrungs-Wahrheiten richtig verbunden und ausgeglichen sein will, wird dieselbe, so bedeutungsvoll sie an sich sein mag, doch zugleich zu einer Quelle von Irrthümern werden. Es ist aber begreiflich, daß, wenn diese Irrungen sich erst empfindlich fühlbar machen, das öffentliche Urtheil dann umschlagen und der lange gefeierte Unfehlbare rasch zu einem Erzbösewicht gestempelt werden wird. Das ist der zweite Punkt, der heute als Thatsache vorliegt. Denn daß dieser Rückschlag der öffentlichen Meinung gegenüber der Manchester-Schule gegenwärtig wirklich in hohem Maaße eingetreten ist, läßt sich von Niemandem

leugnen, auch nicht von denen, die denselben, wo nicht als ein Unglück, doch als eine Gefahr betrachten. Inzwischen hat dieser Rückschlag der öffentlichen Meinung in den letzten Wochen so gewaltige Dimensionen angenommen, daß er bereits zu einem höchst beachtenswerthen völkerpsychologischen Phänomen geworden ist. Wirthschaftliche Behauptungen, um deren willen man vor einigen Jahren noch gesteinigt worden wäre, werden heute unter lautestem Beifall von den Dächern gepredigt. Ja, das Unglaubliche wird zur Thatsache. Große City-Firmen laden den Lord-Major Londons ein, in die Guildhall eine Versammlung zu berufen, um zu erwägen, ob Rückkehr zu einem Schutzzoll-System nicht geboten sei. Jedenfalls ein charakteristisches Zeichen des Zusammenbruchs der Manchester-Doktrin. Und gewiß nicht unverdient. Im Gebiete der Handels-Politik ist die Handels-Freiheit unter der Voraussetzung einer einigermaaßen bestehenden Gegenseitigkeit unzweifelhaft vollberechtigt und erstrebenswerth. Aber das Verhängnißvolle war, daß man das Princip des Laisser faire in unserer ganzen politisch-ökonomischen Gesetzgebung als Alleinherrscher und wie einen unfehlbaren Papst walten ließ. Es war eine naturalistische Verirrung im Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, die als solche auch die unentbehrlichen moralischen Faktoren unseres Gesellschafts- und Staats-Lebens stark erschüttert hat. So nothwendig und unvermeidlich der heutige Rückschlag ist, so ist Angesichts des gegenwärtigen heftigen Gegendruckes doch auch sehr zu wünschen, daß Alle, die an unserer Finanz- und Zoll-Reform mitzuwirken berufen sind, den Kopf kalt behalten. Denn bereits wird der Werth dessen, was eine einsichtige Steuer- und Zoll-Reform wirthschaftlich überhaupt leisten kann, von Vielen weit überschätzt. (S. auch im Nachfolgenden.)

Für die unbefangene Erörterung der uns hier beschäftigenden Frage ist dieser Umschlag der öffentlichen Stimmung jeden-

falls günstig. Denn es war wesentlich mit der allbeherrschende Einfluß der Freihandels-Doktrin, welcher uns bis jetzt in Deutschland hinderte, die Colonial-Frage irgendwie ernst in Betracht zu ziehen. Wir glaubten auch hier jenen englischen Stimmen aufs Wort, die uns versicherten, daß unter der Morgenröthe der allgemeinen Handels-Freiheit wir mit dem Ballast colonialer Besitzungen uns glücklicherweise nicht mehr zu befassen brauchten. Als wenn die Lage Deutschlands auch in diesem Betracht nicht von der Englands unendlich verschieden wäre. Bei einer langsamen, aber stetig entwickelten, mächtigen Industrie, bei einem ganz unvergleichlich bedeutenderen nationalen Wohlstand, bei einem über alle Zonen sich erstreckenden, überaus großen Colonial-Besitz, der vom Mutterlande commerciell völlig beherrscht wird, bei der durch diese Bedingungen gebotenen Möglichkeit, die Bevölkerungs-Zunahme Englands in ihren wirthschaftlichen Folgen immer wieder ziemlich auszugleichen, konnte es für England in der That nichts Günstigeres und Richtigeres geben, als durch die siegreiche Geltendmachung der Freihandels-Lehre dem Uebergewichte seines Handels auch alle übrigen Thore in der Welt frei erschlossen zu sehen. Freilich hätte es auch unbefangenen Seelen schon länger verdächtig erscheinen können, daß England selbst sich seines Colonial-Besitzes nicht nur nicht entäußerte, sondern von Jahr zu Jahr in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen denselben noch erweitert. Wie vor Jahresfrist die ausgedehntesten Territorien in Süd-Afrika, so hat es in diesem Jahre die so entwicklungsfähige Insel Cypern seiner Flagge unterthänig gemacht; und es war und ist in allen Zonen, wo immer Gelegenheit sich bietet, bereit, coloniale Annexionen zu vollziehen.

Ein dritter Grund, der die öffentliche Meinung der Erörterung der Frage, ob dem neuen Reiche Colonial-Besitz noththue, heute geneigt machen dürfte, liegt in der ebenso raschen,

wie mächtigen Entwicklung unserer deutschen Kriegs-Marine. Wir gestehen, daß wir zu denen gehörten, welche es bezweifelten, ob das Deutsche Reich richtig handle, indem es die Schaffung einer großen und starken Kriegs-Marine unter seine ersten Aufgaben stellte. Und auch heute sind wir noch nicht überzeugt, daß unsere Zweifel unberechtigt gewesen. Angesichts der enormen Kosten, welche unsere Landheere trotz der sorgfältigsten und in manchem Betracht auch wirklich sparsamen Verwaltung unseres Militairwesens uns auferlegen, Angesichts der Nothwendigkeit, es auf lange Zeit allen europäischen Großmächten in Zahl der Mannschaften, wie in Schlagfertigkeit zuvorzuthun, halten wir Deutschland in der That zu arm, um auf die Dauer auch als Seemacht mit anderen Großmächten zu concurriren. Ohne Zweifel liegt auch die Entscheidung für die politische Machtstellung Deutschlands für alle Zeit in der Tüchtigkeit und in den Erfolgen seiner Landheere. Denken wir uns eine deutsche Kriegsmarine selbst von dem Umfange und der tüchtigen Beschaffenheit der brittischen, was würde ihr Loos sein an dem Tage, an dem unsere Landheere in entscheidender Weise geschlagen, und im Gefolge solcher Niederlagen eine Milliarden-Contribution dem Deutschen Reiche auferlegt werden würde? Wir müßten unweigerlich unsere Schlachtenflotte in unseren Häfen verfaulen lassen, oder im besseren Falle, sie weit unter Kostenpreis zu unserer Liquidation verwenden. Und diese traurige Nothwendigkeit würde uns auch dann nicht erspart werden, wenn unsere Kriegsflotte in demselben Augenblicke, wo unsere Landheere unterlägen, die glorreichsten Siege davontrüge. Schon diese Eventualität zeigt, wie uns deucht, klar genug, daß das Bestreben, Deutschland mit einer großen und mächtigen Kriegsflotte auszurüsten, ein ziemlich gewagtes, weil bis jetzt nicht natürliches Unternehmen, und daher in gewissem Umfange wirklich ein Luxus ist.

Wir wagen diesen Ausspruch, da die Interessen, die Deutschland auf und an der See bis heute besitzt, in keiner Weise eine starke Kriegsflotte, die mit den großen Seemächten concurriren könnte, erheischen. England ist nach seiner insularen Lage und nach seinem ungeheuren Colonial-Besitz wesentlich zur Seemacht berufen. Als solche hat es seine Großmacht-Stellung, und nur als solche kann es dieselbe aufrecht erhalten. Frankreich hat einige Colonien, hat Algier und Nord-Afrika zu decken und im Mittelländischen Meere sich mit als Vormacht zu behaupten. Wo aber sind unsere Colonien, die wir zu schützen haben? Wo ist das Meer, in dem wir uns als Vormacht behaupten müssen? Vielleicht die Nordsee, die die Engländer höflicherweise „the German Sea“ nennen? Aber gerade diese könnten wir bei einem Conflikte mit England am wenigsten halten; ja würden doch selbst schon an der Elbe-Mündung von der deutschen Insel Helgoland uns englische Geschütze in solchem Falle entgegenstarren! Und blicken wir nach Süden, so hat der deutsche Reichskanzler uns in der letzten Zeit wiederholt belehrt, daß wir im Mittelländischen Meere und überhaupt weit hinten in der Türkei irgendwelche unmittelbare Interessen nicht haben. Und wo hätten wir solche denn dann in fernen, überseeischen Ländern?

Freilich gibt es eine stark entwickelte deutsche Handels-Marine, die alle Meere durchfurcht, und welcher einen gewissen Schutz zu gewähren unser Interesse, wie unsere nationale Pflicht gebietet. Wir theilen daher vollständig das Verlangen, daß die deutsche Kriegsflagge sich in allen Meeren zeige, daß sie in Ost-Asien, in der Südsee, in Mittel- und Süd-Amerika, wo immer halbbarbarische Zustände es erheischen, zu Demonstrationen und, wenn nöthig, zu kleinen, raschen Aktionen bereit sei. Aber diese Interessen verlangen keine Schlachtenflotten, keine viele Millionen verschlingende Panzer-Colosse, die

für die fraglichen Aufgaben ja auch völlig unbrauchbar sind. Ein Paar Dutzend tüchtige, schnellsegelnde, kleinere Kriegsfahrzeuge würden hierzu wohl völlig ausreichen. Außer diesen wäre natürlich ein vollständiger Schutz unserer im Ganzen ziemlich schwer zugänglichen deutschen Küsten, mit den besten Vertheidigungs-Mitteln ausgerüstet, unter allen Umständen nöthig gewesen. Bekanntlich geht aber unser Flotten-Gründungsplan über diese Bedürfnisse weit hinaus; und überdies fallen unsere gewaltigen Rüstungen zur See in einen Zeitpunkt, wo das ganze Seekriegswesen in einer höchst kritischen Lage sich befindet. Die Frage: ob Panzer? ob Geschütz? ob Stärke? ob Schnelligkeit? ist noch nicht abgeschlossen, wird sich aber, trügt nicht Alles, immer mehr zu Gunsten der Letzteren entscheiden. Nun ist vollends noch das System der Torpedos hinzugekommen und droht die bisherige Vertheidigungs- und Angriffs-Weise zur See völlig zu verändern. Ein einziger Schlachttag kann Alles, was die letzten Jahrzehnte in der Construktion von Kriegsschiffen neu geschaffen haben, über den Haufen und damit Hunderte, ja Tausende von Millionen in's Wasser werfen. Eine Seemacht, wie England, muß Alles, was sich in dieser Richtung bietet, erproben; Deutschland aber möchte doch zu arm sein, in diesen Wegen der kostspieligsten maritimen Experimente mit vorne an zu gehen. Für England ist ein solches Vorgehen eine Nothwendigkeit, für Deutschland im Blick auf seine wirklichen maritimen Interessen bis jetzt doch wohl ein Luxus.

Es ist merkwürdig, daß in den entscheidenden Augenblicken die hier dargelegten Gesichtspunkte weder im Reichstage noch in der deutschen Presse eine energische Vertretung gefunden haben. Unsere politischen Vertretungs-Körper sind in Etats-Fragen sonst bekanntlich ziemlich heikel, manchmal vielleicht etwas peinlich und kleinlich. Um so wunderbarer war es, daß

unser Flotten-Gründungsplan mit den Hunderten von Millionen, die er in seinem Schooße barg, so glatt, so fast ohne Widerspruch Annahme gefunden hat. Nicht selten geschieht es auch im Leben der Völker, daß gerade in Zeiten gehobenen nationalen Bewußtseins die Macht des Gefühls die Stimme ruhiger Erwägung, wenigstens eine Zeitlang, zum Schweigen verurtheilt. Es konnte dies im vorliegenden Falle um so leichter geschehen, da, wie ein tüchtiger Küstenschutz, so in bestimmtem Umfange eine Kriegs-Marine dem neuen Reiche ja in der That nöthig war. Und diesem Bedürfnisse folgend, lag es um so mehr nahe, daß man die gebotene Grenzlinie getrost überschritt, je mehr man damals eben über die reichsten Geldmittel verfügte und der Gedanke einer mächtigen deutschen Kriegs-Marine rasch zu einem Lieblingskinde der öffentlichen Meinung, das anregend auf die Phantasie von Tausenden wirkte, geworden war. Vielleicht ist auch diese Entwicklung, so wenig wir sie für eine nothwendige und wirklich rationale halten, doch eine günstige Schickung. Oft leitet ein Stadium des Unbewußten, des Halbbewußten die folgenreichsten Entwicklungen ein, und man sieht erst nach einiger Zeit aus der Retrospektive, warum die Dinge eigentlich so kommen mußten. Wir hoffen dies auch von unserm Flotten-Gründungsplan, der ja heute kein Plan mehr ist, sondern eine bald völlig ausgeführte Thatsache, mit der man als solcher zu rechnen hat. Auch wir würden uns gerne gewöhnen, die vollendete Thatsache freudig zu begrüßen, wenn unser umfassender Flotten-Gründungsplan mit dazu führte, unseren Seemacht-Bestrebungen einen realen, praktisch greifbaren, unserm staatlichen Gemeinwesen wahrhaft förderlichen Hintergrund zu geben. Einen solchen aber kann das Deutsche Reich nur in der Inangriffnahme einer einsichtsvollen und energischen Colonial-Politik gewinnen. Dies wäre, wie wir überzeugt sind, der

einzige Weg, unsere ausgedehnte Kriegs-Marine auf die Dauer haltbar, d. h. die bedeutenden, auf sie fallenden Kosten productiv zu machen. Ob auch die Reichs-Regierung bei ihrem Flotten-Gründungsplan von diesen Gedanken mitgeleitet wurde, mag sehr zweifelhaft erscheinen; wäre es der Fall, so hätte sie diesen Hintergedanken bis heute jedenfalls mit meisterhaftem Geschick verborgen gehalten. Doch darauf werden wir noch später zu reden kommen. Hier sagen wir nur soviel: Freut sich die öffentliche Meinung in Deutschland unserer anwachsenden Kriegs-Marine, so wird dieselbe, da doch zuletzt Alles eines zureichenden Grundes bedarf, auch von da aus zu der Frage gedrängt werden: „Bedarf das neue Reich nicht auch der Colonien?" Und in diesem Blicke heißen auch wir unsere großen kriegsmaritimen Anstrengungen während des letzten Jahrzehntes willkommen.

Wir könnten noch einen vierten Gesichtspunkt, der der Behandlung der hier aufgeworfenen Frage förderlich ist, beifügen. Man hat die Gegenwart wohl auch ein Zeitalter der Reisen und geographischen Studien genannt. In diesen Stücken sind wir Deutschen in letzter Zeit denn auch wacker an der Arbeit. In allen Welttheilen sind Landsleute auf wissenschaftlichen Forschungsreisen thätig. Die Zahl unserer meist recht tüchtigen geographischen Zeitschriften, wie unserer geographischen Gesellschaften ist in stetem Wachsen; der Sinn für geographische, ethnographische und anthropologische Studien ist durch wissenschaftliche Forschungen und populäre illustrirte Darstellungen kräftig geweckt und heute ungleich weiter, als in früheren Jahrzehnten, unter uns verbreitet. Das ist gewiß erfreulich. Aber sollen wir auch in diesen Gebieten nur die für alle Welt sammelnden und forschenden Theoretiker sein und bleiben? Sollen wir fortwährend von der Studirstube aus in allen Welttheilen wohl zu Hause sein, ohne irgendwo in über-

seeischen Gebieten ein nationales Heim wiederzufinden? Ist das eine Lage, die, wir wollen nicht sagen, mit unserer nationalen Ehre, sondern mit dringenden nationalen Bedürfnissen sich auf die Dauer verträgt? Schon Justus Möser hat in seinen „Patriotischen Phantasien" nachdrücklich darauf hingewiesen, welcher Nachtheil Deutschland aus dem Mangel jeglichen Colonial-Besitzes erwachse. Hinweisend auf die Geschichte der deutschen Hansa, beklagt er, daß die „Territorial-Hoheit" auch die Handelsmacht Deutschlands untergraben habe. Hätten wir, ist sein Gedankengang, ein geeinigtes Reich und einen starken Reichstag neben einem „unbedeutenden Oberhause in Regensburg" — „nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg würde am Ganges Befehle ertheilen". Was er 1768 begehrte, ist nun erreicht. Sollte Kaiser und Reich, sollten Reichskanzler, Bundesrath und Reichstag nicht auch daran denken, das Ihrige zu thun, um dem neuen Reiche ein Stück der alten Handelsmacht wieder zu gewinnen? und ihm, wenn auch verspätet, zu colonialem Besitz, dessen es zu seinem ökonomischen Bestande auf die Dauer gar nicht entrathen kann, zu verhelfen?

II.

„Colonien sind nichts als der Ausdruck und Widerhall heimischen Unternehmungs-Geistes und Fleißes; nur ein bürgerlich blühendes und gesundes, nur ein noch emporstrebendes Volk kann lebensfähige Tochterstaaten gründen." Dieser Ausspruch Kapps (in seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Nord-Amerika") charakterisirt kurz und treffend die Grundbedingung, wie die wirthschaftliche Bedeutung colonialen Besitzes. Jeder mächtige staatliche Bestand bedarf in den Zeiten seiner Blüthe eines Ausbreitungs-Gebietes, in das er nicht nur seine überschüssigen Kräfte entlassen, sondern deren produktive Leistungen auch durch einen stetigen Rückfluß ins Mutterland wieder aufnehmen und durch neues Ausströmen in lebendiger Wechselwirkung zu vermehren vermag. Kein Staat, der diesem Gesetze der Expansion und der Repulsion sich verschlossen gehalten, hat es auf die Dauer zu Macht und Wohlstand gebracht. Auch die Blüthe Deutschlands im Mittelalter ruhte wesentlich mit auf der gewaltigen Ausbreitung der deutschen Hansa und auf seiner Jahrhunderte lang nach Osten in slavisches Gebiet gerichteten energischen Colonial-Politik. Es war eine kühne That, daß der große Kurfürst in einem armen, von den Folgen der entsetzlichsten Kriegsperiode tief geschwächten Lande mit geringen und ungünstigen Küstenrändern es wagte, den Gedanken einer

selbständigen Colonial-Politik zu fassen und es mit Niederlassungen an der Küste von Guinea zu versuchen. Der kleine Versuch mußte freilich damals scheitern, nicht nur, weil der Ort der Niederlassung ziemlich unglücklich gegriffen war, sondern vor Allem, weil dem Mutterlande zu einer überseeischen Ausbreitung die eigene wirthschaftliche Entwicklung, die überschüssige Kraft noch gebrach. Aber von dem großen und energischen Fürsten des noch kleinen Kurfürstenthums war es jedenfalls richtig erkannt worden, daß ohne colonialen Besitz ein Staat nicht auf längere Dauer zu Reichthum und Macht zu gelangen vermöge. Genua und Venedig, Portugal und Spanien, Holland und England sind in der neueren Zeit deß Zeugen. Haben die ersteren ihre Colonien auch rasch abgewirthschaftet, hat die neuere Zeit die Unfähigkeit der Völker romanischer Rasse zur Colonisirung auch immer völliger ins Licht gestellt, so ist dies eben nur mehr ein schlagendes Zeugniß ihres unaufhaltsamen Verfalles. An überschüssigen Kräften fehlt es auf der pyrenäischen Halbinsel seit langen Zeiten, daher auch schon um deßwillen an der Möglichkeit, überseeische Besitzungen lebenskräftig zu erhalten. Aber es ist heute nicht nur England und Holland, welche die Bedeutung colonialen Besitzes uns predigen; auch die Vereinigten Staaten und Rußland haben die günstigsten Bedingungen großartiger colonialer Entwicklung. Die Vereinigten Staaten in sich selbst, in der Ausdehnung ihrer Grenzen vom Atlantischen bis zum Stillen Meere; Rußland, das ja bereits an China und Japan grenzt, in seinen ungeheuren Territorien in Nord- und Mittel-Asien. Auf Jahrhunderte noch haben beide Reiche Raum, was an überschüssigen Kräften sich in ihnen regt, in ihren eigenen Grenzen fruchtbringend zu verwerthen. Auch Frankreich fehlt es nicht an Gelegenheit zu colonialen Unternehmungen. Seine Herrschaft in Algier, die wohl ohne Schwierigkeit auch über

die anderen Küstenstaaten Nord-Afrikas sich ausdehnen ließe, bietet ein reiches Objekt colonisatorischer Thätigkeit. Freilich ist weder Trieb noch Geschick dazu im französischen National-Charakter genügend vorhanden. Und die Thatsache, daß die Bevölkerungs-Zunahme in Frankreich eine äußerst langsame und schwache ist, legt den Franzosen auch keinerlei Zwang auf, ihr coloniales Ungeschick zu verbessern. Selbst Oesterreich hat, so-ferne dieser innerlich zerklüftete und theilweise in sich noch sehr unentwickelte Staat zu einer Cultur-Aufgabe solcher Art be-fähigt ist, dieselbe unmittelbar vor seinen Grenzen, an der Donau und am Balkan, in reicher Fülle vorliegen. Daß es sich neuestens von der Donau hat völlig abdrängen und am Balkan überflügeln lassen, dürfte freilich ein ziemlich sicheres Zeichen sein, daß man in Wien selbst weder an eine politische, noch an eine Cultur-Aufgabe Oesterreichs mehr glaubt.

Bei diesem Stand der Dinge ist es eine um so merk-würdigere, politisch-ökonomische Thatsache, daß das Land, welches gegenwärtig in Europa die stärkste Expansionskraft, d. h. die rascheste Bevölkerungs-Zunahme und in Folge deß die größte Auswanderung, sowie zugleich nach den Eigenschaften seines National-Charakters eine bedeutende, vielleicht die höchste colonisatorische Befähigung hat, ohne jeden colonialen Besitz ist. Sehen wir von der irischen Ueberfiedlung nach den Ver-einigten Staaten ab, welche auf besonderen, theilweise bereits vorübergegangenen Thatsachen ruht, so lieferte Deutschland in diesem Jahrhundert die weitaus größte Zahl der Auswanderer. Man schätzt die Anzahl derselben während der letzten 50 Jahre auf etwa 4,000,000 Seelen. F. H. Moldenhauer („Er-örterungen über Colonial- und Auswanderungs-Wesen", Frank-furt a. M. 1878) schätzt den Capital-Verlust, welchen Deutschland — natürlich den Werth der verlorenen Arbeits-kraft eingerechnet — durch diese Auswanderung erlitten, in

niedrig gehaltenen Ansätzen auf 300,000,000 Mark jährlich, also auf etwa 15,000,000,000 Mark im Ganzen. Was man an solchen approximativen Schätzungen auch etwa ausstellen mag, unzweifelhaft liegt in diesen Ziffern eine Thatsache von der höchsten national-ökonomischen Bedeutung. An sich ist die Thatsache einer beträchtlichen Auswanderung keine unerfreuliche, denn sie ist nicht nur ein Beweis eines im Volke regen Unternehmungs-Geistes, sondern bei unserer bedeutenden Bevölkerungs-Zunahme geradezu geboten. Das Bedenkliche liegt nur darin, daß, statt in rege und produktive Wechselwirkung mit dem Mutterlande zu treten, dieses enorme Capital von Arbeitskraft und von durch sie erzeugten Werthen, demselben so gut wie völlig verloren geht und anderen Nationen, in erster Linie den Vereinigten Staaten, zu Gute kommt. „Unsere Auswanderer“, sagt Roscher, „mögen sie nach Canada oder den Vereinigten Staaten, nach Australien oder Algerien ziehen, gehen dem Vaterlande mit Allem, was sie sind und haben, regelmäßig verloren; sie werden Kunden und Lieferanten fremder Völker, ja oft genug unsere Nebenbuhler und Feinde.“ Und H. Say vergleicht unsere Auswanderung „mit der jährlichen Aussendung eines wohlausgerüsteten Heeres, welches aber sofort nach dem Ueberschreiten der Grenze auf immer für uns verschwindet“. Die Geschichte der Völker hat kein wirkliches Analogon für dieses seltsame, recht eigentlich unerhörte Verhältniß. Was sind alle unsere Zoll- und Finanzfragen, so wichtig sie an ihrer Stelle sind, gegenüber der national-ökonomischen Bedeutung unserer deutschen Auswanderung! Ist Deutschland aber wirklich in der Lage, diesen fortwährenden, für das Mutterland völlig unproduktiven Kräfte-Abfluß ruhig gewähren zu lassen? Jahraus, Jahrein eine enorme Contribution an Arbeitskraft und Capital an das Ausland zu bezahlen? Ist unsere Auswande-

rung wegen der augenblicklichen Geschäftslage in Nord-Amerika und sonst seit Kurzem auch im Stocken, so ist doch keine Frage, daß, sowie dort und sonstwo Besserung eintritt, dieselbe sofort in gewaltigem Maaßstab wieder beginnen wird. Bereits ist sie denn auch im Jahre 1878 gegen das Vorjahr wieder gestiegen. Zu den wirthschaftlichen Gründen, die eine bald mächtig wieder erstarkende Auswanderung verheißen, kommen in der Gegenwart überdies auch noch manche Gründe politischer und moralischer Natur. Die Zustände Europas, nicht am wenigsten unseres Vaterlandes, sind so unterhöhlt und unbefriedigend, daß sie für Viele das Leben immer ungemüthlicher machen. Unsere endlos arbeitende und Alles nivellirende Gesetzes-Macherei, die, weil häufig unhaltbare Zustände schaffend, in steter Umbesserung und Veränderung sich bewegt, erzeugt eine innere Unruhe und Gährung, die alle festen Volks-Zustände ins Schwanken bringt und auch in den Massen einen Geist der Kritik und der Unzufriedenheit in früher nicht gekannter Weise erzeugt hat. Um so mehr, da die nicht nur religions-, sondern auch culturfeindlichen Grundsätze des Materialismus aus den gebildeten Kreisen bereits auch weithin in die Massen des Volkes übertragen worden sind. Naturgemäß geht damit Hand in Hand, daß der Staat auch in alle religiösen und gesellschaftlichen Verbindungen, öfter sehr rücksichtslos, seinen allbeherrschenden Arm ausstreckt und selbst die sonst Stillen und Stillsten im Lande erregt und unzufrieden macht. So sind die Mennoniten zum Theil ausgewandert (jetzt auch in größeren Schaaren aus Rußland), und mancherlei Arten von Brüdergemeinden denken an Auswanderung und an einen „Bergungsort“; eine Erscheinung, wie sie in Zeiten, wo große Erschütterungen sich ankündigen, gewöhnlich einzutreten pflegt. Wie sollte es auch anders sein, wenn selbst Männer, wie

Johannes Scherr, Unglück verkünden und den Ausspruch thun: „Unser Jahrhundert wird mit einer Revolution enden, gegen welche selbst die von 1789 ein Kinderspiel sein wird." Jedenfalls liegt auch in diesen Verhältnissen und Stimmungen, die wir hier nur im Vorbeigehen andeuten, ein Impuls, der Vielen den Gedanken der Auswanderung um so näher legen wird.

Doch indem wir die außerordentliche Bedeutung unserer deutschen Auswanderung nachdrücklich betonen, haben wir hier eigentlich die Folge besprochen, ohne zuvor die sie bewirkende Ursache beleuchtet zu haben. Diese aber liegt wesentlich in der rapiden Zunahme der Bevölkerung Deutschlands. „Es ist schon gegenwärtig constatirt", bemerkt A. Zehlicke (in dem Aufsatz: „Das Gesetz der Bevölkerung in Deutschland" in der Zeitschrift: „Im neuen Reich" 1877, Nr. 29), „daß die jährliche Vermehrung in Deutschland von $1\frac{1}{4}$ Procent auf $1\frac{1}{2}$ Procent übergeht, d. h. bei dem jetzigen Bevölkerungsstande, daß nach Abzug der Gestorbenen der Ueberschuß von 43 Millionen Menschen pro Jahr nicht 540,000, sondern 650,000 Menschen ausmacht. Was bedeutet bei diesem gegenwärtig stattfindenden Zuwachs eine jährliche Auswanderung von 50,000 Personen? Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Einwanderung aus Oesterreich, Rußland, England u. s. w. zu dieser Höhe der Auswanderung das Gleichgewicht hält. Deutschland ist bereits auf dem Stadium angelangt, wo es mit Nord-Amerika in Beziehung auf die Volksvermehrung wetteifern kann. Während Preußen sich in dem Zeitraum von 1820—1860, also in vierzig Jahren, erst verdoppelte und mit dem übrigen Deutschland (jetzt auch da durch Freizügigkeit, Gewerbe-Freiheit u. s. w. sehr beschleunigt) zusammen fünfzig Jahre zur Verdoppelung brauchte, bedarf unter den jetzigen Verhältnissen Deutschland nur noch dreißig Jahre zu seiner Bevölkerungs-Verdoppelung. Rechnen

wir das Jahr 1870 mit etwa 40 Millionen Einwohnern, so würde darnach also unter Einhaltung derselben Bedingungen, die seit diesem Jahrzehnt in Deutschland herrschen, die Bevölkerung des Deutschen Reiches am Ende dieses Jahrhunderts, im Jahre 1900, 80 Millionen Menschen betragen." *)

*) In Frankreich ist die Lage bekanntlich eine wesentlich andere. Das französische Volk vermehrt sich so schwach, daß nach der Berechnung seiner National-Oekonomen eine Verdoppelung der Seelenzahl erst in 138 Jahren eintreten würde. Da die Veranschlagung des Abganges durch Krieg, Seuchen, verminderte Ehen u. s. w. nur annähernd möglich ist, so werden wir sagen dürfen, die Bewegung der Bevölkerung in Frankreich ist heute schon stationär, woferne sie nicht bereits eine leise sinkende Tendenz aufweisen sollte. Man betont gewöhnlich nur die Nachtheile, ja Gefahren, welche für Frankreich aus dieser Lage, etwa im Hinblick auf Truppenzahl gegenüber seinen deutschen Nachbarn, für die Zukunft erwachsen werden. Und der in Rede stehende Stillstand oder Rückgang hat ja auch wirklich seine Gefahr und Schattenseite. Man darf aber nicht übersehen, daß in jener Thatsache, verbunden mit dem den Franzosen so allgemein eigenen Spartriebe zugleich eine Hauptursache des durchschnittlich hohen Wohlstandes in Frankreich liegt. Freilich ist dieser Erfolg erkauft durch ein bekanntes, zur Volksgewohnheit gewordenes, unmoralisches Princip. Als vor Kurzem eine Frau in England dasselbe in einer Schrift empfahl, unterdrückte auf Antrag der Krone der englische Richter, der sonst bekanntlich gegen Preßerzeugnisse eigentlich nie einschreitet, das betreffende Buch, als ein unmoralisches. Wie sehr sticht es dagegen ab, daß, wie Stursberg (s. weiter unten) im Einzelnen nachweist, bei uns seit einer Reihe von Jahren die ärgste Schandliteratur durch Colportage und auf Bahnhöfen massenhaft verbreitet und in ihren vergiftenden Wirkungen durch ein schamloses Annoncen-Wesen in den Zeitungen unterstützt worden ist. Wie kann man da auch des cynischen Atheismus, der bei unserer Social-Demokratie sich eingebürgert hat, sich noch viel wundern? Wir wünschen aber von Herzen, daß auch in Deutschland das allgemeine sittliche Urtheil in der Richtung jenes in Frankreich eingebürgerten moralischen Schadens, den die bezeichnete Giftliteratur mit allen Kräften auch bei uns einzubürgern sucht, fest und unerschüttert bleibe. Denn nichts Verhängnißvolleres könnte uns unter allen Gefahren, die uns drücken, begegnen, als wenn auch noch der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an eine göttliche Weltregierung in weitesten Kreisen erschüttert und verleugnet würde. Es muß noch andere Hülfen geben, als jene Aus-

In der That eine wahrhaft erschreckende Perspektive; blendend vielleicht für den, der die Machtgröße eines Staates nach der vorhandenen Rekrutenzahl bemißt, dabei aber vergißt, daß schon Friedrich der Große vor Allem das Geld als nöthigstes Requisit des modernen Krieges bezeichet hat. Nun glauben wir freilich, daß Zehlicke in Vorstehendem beträchtlich zu weit gegangen ist. Auf welche Formel seine Berechnung sich stützt, ist nicht angegeben. Nach der Eulerschen Methode der Berechnung würde die Bevölkerung bei 1½ Procent jährlicher Vermehrung sich erst in 47 Jahren verdoppeln. Jedenfalls wird man bei 40 Jahren stehen bleiben dürfen, zumal der Druck der Zeiten sich doch wohl auch in verminderten Ehen und anderen auf langsamere Bevölkerungs-Zunahme wirkenden Ursachen ausprägen wird. Aber nehmen wir statt 80 nur gegen 65 Millionen für das Jahr 1900 an, so erweckt auch diese Wahrscheinlichkeit bedenkliche Aussichten. Denn selbst diese Annahme führt doch wohl mit unaufhaltbarer Folgerichtigkeit zu folgendem Prognostikon: steigende Einfuhr von Getreide und Vieh, weil die deutsche landwirthschaftliche Produktion den eigenen Bedarf immer weniger zu decken vermag; in Folge deß steigende Theuerung der Lebensmittel und damit aller Preise; dazu stetiges Herabsinken des Arbeitslohnes, wegen alljährlich sich vermehrenden Angebotes von Arbeitskräften; Schwächung der industriellen und gewerblichen Produktion wegen zunehmender Schwächung des National-Vermögens, d. h. zunehmender Unmöglichkeit zu sparen und in Folge deß auch sinkender Kaufkraft, oder mit Einem Worte: rapides Wachsthum des Pauperismus und der socialen Noth. Ist es zu viel gesagt, wenn wir behaupten: hier liegt die Grundwurzel unseres

schreitung, oder als der bekannte, allerdings radikale, aber zugleich ziemlich verrückte Rath des Verfassers der „Philosophie des Unbewußten".

socialen Nothstandes, und alle Versuche zur sogenannten Lösung der socialen Frage, die nicht hier energisch einsetzen, müssen jeden genügenden Erfolges verfehlen? Was nützt alle Reform der Zoll- und Handels-Politik, welche ihrer Natur nach im Sinne des Schutzes gegen das Ausland, soll sie nicht neue Wunden schlagen, nur in eng bemessenem Rahmen sich bewegen kann, wenn die Grundlagen unseres nationalen Wohlstandes von Jahr zu Jahr rasch sinken? Wenn nun vollends, wie ja ernstlich beabsichtigt sein soll, Getreide- (und Vieh-) Zölle eingeführt würden, so würde dies der hier eröffneten traurigen Perspektive kräftigen Vorschub leisten. Denn daß Angesichts steigender Uebervölkerung in Deutschland, Angesichts der in Folge deß gegebenen Nothwendigkeit, die Getreide-Einfuhr aus dem Auslande fortwährend zu vermehren, ein Getreide- (wie Vieh-) Zoll, der die Preise der nothwendigsten Lebensmittel weit über den Betrag der zu erhebenden Eingangs-Abgabe steigern müßte, ein höchst gefährliches Unternehmen wäre, bedarf kaum eines Beweises*). Es wäre sehr zu beklagen, wenn die unvermeidlich gewordene Reform unserer Zoll- und Steuer-Politik mit solchen Maßnahmen sich einführte. Man sollte meinen, daß die Geschichte auch dazu vorhanden sei, daß ein Volk vom andern lerne. So zum Beispiel, daß der große Kampf, den man in England vor etwa 30 Jahren über Kornzölle geführt hat, diese Frage für alle anderen modernen Cultur-Saaten in wesentlich gleichen wirthschaftlichen Verhältnissen mitentschieden habe. Es scheint aber, daß wir die bezügliche Frage in Deutschland noch einmal ab ovo, wenn

---

*) Dieser Beweis ist, auch wenn der Verfasser in seiner Berechnung der durch eine Zoll-Abgabe bewirkten allgemeinen Vertheuerung des Getreides etwas zu hoch gegriffen haben sollte, soeben in der Schrift: „Deutschlands Getreide-Verkehr mit dem Auslande" (Berlin, L. Simion, 1879) in überzeugender Weise geführt worden.

auch voraussichtlich in rascherem Verlaufe, weil unter Opfern, sollen durchkämpfen. An derartige Wege, wie Erhebung von Getreide- und Vieh-Zöllen, überhaupt zu denken, ist aber wohl nur dadurch heute noch möglich, daß der Kernpunkt unserer wirthschaftlichen Nöthe, die Uebervölkerung und ihre Folgen, nicht genugsam erkannt und in die öffentliche Beurtheilung an der ihr gebührenden Stelle mit aufgenommen ist. Man klagt auch, daß die wirthschaftliche Krisis dießmal gar kein Ende finden wolle. Gewiß concurriren bei derselben mancherlei Ursachen, deren etliche mit der Zeit sich heben werden. Was wird das aber nützen, wenn die Grundursache derselben bei uns in Deutschland in gewaltiger Progression wächst? Johannes Scherr, der Unglücksprofet, kann wirklich leicht Recht behalten, denn wie soll eine sociale Revolution bei uns aufgehalten werden, wenn nicht ohne Verzug mit nachhaltiger Kraft an diesem Punkte eingesetzt wird!

Wie aber ist dies möglich? Wenn es sich um Abwehr der üblen Wirkungen rascher Bevölkerungs-Zunahme handelt, gibt es wohl nur drei Wege jene zu bekämpfen. Man sagt, Uebervölkerung beginnt da, wo die Einführung von nothwendigen Nahrungsmitteln die Ausfuhr übersteigt. Gewiß mit Recht, doch ist diese eine Bestimmung nicht ausreichend. Ein Land kann bedeutende Massen Lebensmittel einzuführen gezwungen sein, ohne daß die üblen Wirkungen begonnener Uebervölkerung sich in ihm schon geltend machen. Wenn nämlich seine industrielle und gewerbliche Produktion und deren Absatz so stark und ausdauernd ist, daß es nicht nur seine Nahrungsmittel-Einfuhr leicht bestreiten, sondern auch noch seine Kauf- und Sparkraft bewahren, resp. seinen nationalen Wohlstand vermehren kann. Dies ist im Wesentlichen in England bisher der Fall gewesen. So lange dies aber der Fall ist, klagt Niemand wegen Uebervölkerung, ja man merkt sie kaum. Wenn aber die industrielle Produktion stockt, Arbeit

und Verdienst tief herabsinken, so muß die Calamität der Uebervölkerung immer stärker hervortreten, Nothstand und Pauperismus in rascher Progression sich ausbreiten; wie denn der fast allgemein angenommene Schluß von der starken Bevölkerungs-Zunahme eines Landes auf dessen „Prosperität" nur eine bedingte Richtigkeit hat. Die Anwendung des Gesagten auf die gegenwärtige Lage Deutschlands ergibt sich von selbst. Unsere landwirthschaftliche Produktion deckt von Jahr zu Jahr weniger unseren Bedarf *), und unsere industrielle und gewerbliche Produktion ist nun seit Jahren in eine unerhörte Stockung gerathen und liegt tief darnieder. Eine fühlbare Steigerung der landwirthschaftlichen Produktion kann sich nur sehr langsam und in eng bemessenen Grenzen vollziehen, viel zu langsam, um die wachsende Uebervölkerung irgendwie auszugleichen. Aber auch unsere industrielle Produktion dürfte hiezu völlig unvermögend sein. Nehmen wir an, sie sei in einem Jahrzehnt in langsamer und gesunder Entwicklung wieder so gehoben, daß sie ebenso viele Personen,

---

*) Schon Malthus, auf den auch Zehlicke sich stützt, hat bekanntlich nachgewiesen, daß bei möglichst günstigen Bedingungen die Bevölkerung sich alle fünfundzwanzig Jahre verdoppelt oder in geometrischer Progression zunimmt, während die Zunahme der Subsistenzmittel nur in arithmetischer Progression fortschreitet. Dort also: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256; hier 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nun tritt freilich dieses Gesetz, wie auch Malthus selbst anerkennt, nie in seiner vollen Größe und Consequenz zu Tage; es gibt glücklicherweise immer Abbiegungen und Aufhalte, die die göttliche Weltregierung, welche weder die Bäume in den Himmel wachsen, noch die Lage auf Erden ganz unerträglich werden läßt, zu rechter Zeit hervortreten zu lassen weiß. Aber das Gesetz hat im Allgemeinen doch seine Begründung, und die auch nur annähernde Bewegung in dem Verhältniß seiner Progression schafft Gefahren, die die ernsteste Thatkraft eines Volkes herausfordern. Ohne Zweifel stehen wir in Deutschland in solcher Gefahr; eine verhängnißvolle Morgengabe fürs neue Reich, das unglücklicherweise sich noch manche andere verhängnißvolle Lagen, zum Theil wohl ohne Nothwendigkeit, geschaffen hat.

wie im Jahre 1873 zu beschäftigen vermöchte — eine Annahme, die zumal bei der gegenwärtigen allgemeinen Richtung auf Zollschutz und gegenseitige Absperrung der Märkte wahrscheinlich zu günstig gegriffen ist —, so werden in einem Jahrzehnt auch so und so viele Millionen Menschen mehr in Deutschland zu nähren, zu kleiden, zu unterrichten sein. Also auch Industrie und Gewerbe vermögen im günstigsten Falle den eingetretenen Nothstand nicht völlig wieder zu überwinden. So bedürfen wir nothwendig noch eines weiteren, dritten Weges: der Auswanderung. Ja wir müssen sagen: die Organisation einer starken deutschen Auswanderung ist zu einer Lebensbedingung des Deutschen Reiches geworden. Wir bedürfen nothwendig einer bedeutenden, jährlichen Auswanderung — Zehlicke meint von wenigstens 300,000 Personen, während sie in den letzten Jahrzehnten im höchsten Falle gegen 200,000 des Jahres betrug, 1878 sich auf etwa 80,000 stellte, wovon die Hälfte vielleicht durch Einwanderung wieder ausgeglichen worden sein dürfte —, wenn die aus unserer Uebervölkerung drohenden Gefahren einigermaaßen überwunden werden sollen. Welche enorme social-politische Aufgabe damit gestellt ist, leuchtet von selbst ein. Das bloße Gehenlassen, d. h. es eben dem Zufall Anheimgeben, ob jährlich so und so viele Tausende nach Nord-Amerika u. s. w. fernerhin auswandern oder nicht, ist auf längere Dauer doch wohl unmöglich. Eine starke Auswanderung in die Vereinigten Staaten hat zudem heute für Deutschland noch einen sehr beträchtlichen Nachtheil, der in den sechziger Jahren noch nicht bestand. Obwohl Nord-Amerika, das noch auf ferne Zeiten vor Uebervölkerung geschützt ist und von Natur der günstigsten wirthschaftlichen Lage sich erfreut, noch lange keiner für den Weltmarkt berechneten, nach allen Seiten entwickelten Industrie bedurfte, haben die Vereinigten Staaten im letzten Jahrzehnt unter dem Schutze eines pro-

hibitiven Zollsystemes — das dort viel leichter ohne Nachtheil durchzuführen war, als für irgend einen continentalen Staat möglich wäre —, dennoch eine mächtige Industrie im eigenen Lande geschaffen und dadurch den Absatz aus Deutschland [wie England] fast gänzlich ausgeschlossen. Ja, bereits fängt Nord-Amerika an, seine Erzeugnisse immer stärker in Europa einzuführen. Wenn wir nun auch die schon ausgesprochene Befürchtung nicht theilen wollen, daß die Vereinigten Staaten, wenn ihre Baumwoll-Fabrikation weiter erstarkt ist, eines Tages selbst die Baumwoll-Ausfuhr mit einer starken Steuer belasten werden — was freilich nach den Erfahrungen der letzten zwölf Jahre auch nicht als ganz unmöglich zu betrachten sein wird —, so wollen wir hier doch Das hervorheben, daß eine starke deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten forthin Deutschland doppelt beschädigt. Nicht nur negativ, als ein für Deutschland unproduktiv werdender Abfluß von Menschen und Capital, sondern auch positiv, indem unsere Auswanderer nicht mehr, wie früher, im Wesentlichen nur Nahrungsmittel erzeugen, sondern auch der nordamerikanischen Industrie wohlfeile Arbeitskräfte in reichster Auswahl bieten und dieselbe damit um so mehr befähigen werden, der deutschen Industrie allüberall Concurrenz zu machen. So wird die unvermeidlich immer größer werdende deutsche Auswanderung, wenn nicht organisirt und in eigene Ackerbau-Colonien geleitet, an der wirthschaftlichen Verarmung Deutschlands forthin unmittelbar kräftig mitarbeiten. Man hat freilich schon öfter, als einen vermeintlichen Gegenbeweis gegen die Annahme bedenklich steigender Uebervölkerung, die Thatsache betont, daß aus unseren übervölkerten Industrie-Bezirken ja fast Niemand auswandere. Es wird hiebei übersehen, daß naturgemäß die Auswanderung stets da am stärksten ist, wo die Arbeit am wenigsten lohnt. Es ist daher völlig begreiflich, daß nicht

unsere übervölkerten Industrie-Bezirke, sondern unsere am dünnsten bevölkerten Landschaften mit verhältnißmäßig schwachem Boden-Ertrag und großem Grundbesitz das Haupt-Contingent unserer Auswanderung stellen.

Daß solche organisirte Auswanderung, wie wir sie bedürfen, neben ihrer wirthschaftlichen Bedeutung zugleich gewichtige nationale Gesichtspunkte in sich schließt, wollen wir nur im Vorbeigehen andeuten und fragen: Sollen unsere Brüder und Landsleute, die über See ziehen, mit raschem Verlust von Sprache und Nationalität sich nur immer wieder unter unsere angelsächsischen Vettern unterschieben, oder in den verlotterten überseeischen Gemeinwesen romanischen Stammes sogar, wie unberechtigte Eindringlinge, oft noch unwürdig sich behandeln lassen? Ist hier nicht auch in nationaler Beziehung eine Lebensfrage für das Deutsche Reich gegeben? Wäre die deutsche Reichs-Regierung auf die Dauer unfähig oder unwillig, mit Verständniß und Energie auf diese Frage der Organisation und Leitung unseres Auswanderungswesens einzutreten, so würde sie ohne Zweifel die normale Entwicklung unseres nationalen Wohlstandes und unserer politischen Machtstellung aufs tiefste beschädigen.

Was heißt aber Leitung, Organisation unserer Auswanderung? Da man derselben unmöglich ihre Ziele vorschreiben kann, so besagt diese Forderung nichts anderes, als: wo möglich unter deutscher Flagge in überseeischen Ländern unserer Auswanderung die Bedingungen schaffen, unter welchen sie nicht nur wirthschaftlich gedeihen, sondern unter Wahrung ihrer Sprache und Nationalität auch in reger nationaler und ökonomischer Wechselwirkung mit dem Mutterlande verbleiben kann. Mit anderen Worten: die verständnißvolle und energische Inangriffnahme einer wirklichen Colonial-Politik ist das einzig wirksame Mittel, die deutsche Auswanderung aus einem Kräfte-Abfluß in einen wirthschaftlichen, wie politischen Kräfte-Zufluß

zu verwandeln. Hier gilt es aber, ehe wir in unserer nächsten Beweisführung fortfahren, einige elementare Grund-Gesichtspunkte über Colonien und Colonial-Politik festzustellen.

Es gibt gegenwärtig zwei Grundformen colonialen Besitzes, die man als Ackerbau-Colonien und Handels-Colonien unterscheidet. Die ältere Form, wie sie die Seefahrer romanischer Völker zur Anwendung brachten, und die wir die Ausbeutungs-Colonien nennen möchten, ist heute allgemein aufgegeben, weil thatsächlich verurtheilt. Spanien und Portugal zeigen uns, daß nicht der Colonial-Besitz an sich reich macht, daß derselbe vielmehr, wenn die richtige zeit- und ortsgemäße verständige Colonial-Politik gebricht, wenn der Raubbau mit seiner kurzen, scheinbaren Blüthe rasch erschöpft ist, wenn er die Produktionskraft des Mutterlandes nicht anregt und steigert, dieses selbst herabbringen und arm zu machen vermag. Jene zwei modernen Grundformen colonialen Besitzthums sind aber zufolge geographischer, resp. klimatischer Bedingungen in allen Welttheilen scharf und unübersteiglich begrenzt. Ackerbau-Colonien sind nur unter gemäßigten Zonen möglich, die — besondere Bedingungen, wie Boden-Erhebung, reich gegliederte Küsten u. A. abgerechnet — im Großen und Ganzen an den Wendekreisen ihre Grenze haben. Oder man könnte auch sagen, wo die Klima-Fieber herrschen, ist der Arbeit des europäischen Landbauers und Viehzüchters seine natürliche Grenze gesteckt. Man könnte nach dieser geographischen Bedingtheit daher statt Ackerbau- auch subtropische Colonien sagen. Sehen wir von Mittel-Asien, von Japan und Nord-China ab, die ja bereits geschlossene, zum Theil höchst alte, politische Gemeinwesen bilden, so sind es Nord-Amerika, ein Theil der südlichen Hälfte Süd-Amerikas, Süd-Afrika, Australien, Neuseeland und etwa noch einige der Inselgruppen des Stillen Oceans, welche die eigentlichen Ter-

ritorien für Ackerbau-Colonien bilden. Durch eine providentielle Ordnung im Haushalt der geschichtlichen Entwicklung sind diese großen, weitgestreckten Territorien Jahrtausende hindurch der weißen Rasse für kommende Zeiten aufbehalten worden. Die Ureinwohner, meist der sogenannten rothen Rasse angehörig, sind ausnahmslos Jäger und Viehzüchter, also in der Volkszahl äußerst spärlich entwickelt und bestimmt, die Platzhalter zu sein bis auf die Zeit, wo der weiße Mann bei ihnen eindringen und ihre rasch sich mindernde Zahl in immer eingeschränktere Gebiete zurückdrängen sollte. Die geologische, klimatische und die durch sie bedingte Boden-Beschaffenheit dieser weitgestreckten Länder-Massen weist aber auf Ackerbau als die natürliche Grundlage der ihnen bestimmten Entwicklung. So konnte auch erst der weiße Mann, statt zu der Jagd zum Pfluge sich wendend, mit Fleiß und Arbeit diese Länder allmählig der Cultur-Entwicklung erschließen.

Natürlich hatten diese großen Territorien, so lange das System des colonialen Raubbaues in Europa herrschte, sehr geringe Anziehungskraft, und es ist in der That merkwürdig, daß wesentlich religiöse Motive, das Verlangen, frei von aller römischen oder staatskirchlichen Intoleranz, wenn auch sonst im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen, den ersten Anstoß zur Besiedelung der heutigen großen colonialen Gemeinwesen gegeben hat. In unserer materiellen und materialistischen Gegenwart, wo die religiösen Triebe auch in den Massen vielfältig sehr schwach geworden, ist es im Gegensatz früherer Zeiten wesentlich der Hunger nach Gold, welcher die größten Bewegungen im Gebiete der subtropischen Colonien hervorzurufen pflegt. Die californischen Goldwäschen, die australischen Goldgruben, die südafrikanischen Diamantfelder sind in den letzten Jahrzehnten der gewaltigste Anstoß zur Ausbreitung von Ackerbau-Colonien geworden, und diese ist jedenfalls un-

gleich werthvoller, als all die gewonnenen Metall- und Edelstein-Schätze. Ackerbau-Colonien sind aber ihrer Natur nach berufen, sich als eigentlich europäische Tochterstaaten zu entwickeln. England, das Mutterland der großen Colonien in der neueren Zeit, ist auch in ihrer Bildung und Behandlung mit mustergültigem Geschick und großem Erfolge vorgegangen. Als einen solchen Erfolg müssen wir es auch betrachten, wenn heute die englische Sprache von etwa 94,000,000 Menschen als Muttersprache gesprochen wird und bereits zur herrschenden überseeischen Verkehrssprache geworden ist. Sind der Abtrennung der Vereinigten Staaten ohne Zweifel seiner Zeit mehrfache Fehlgriffe von Seite des Mutterlandes vorausgegangen, so war diese Trennung doch höchstens ein verfrühter, sonst aber culturgeschichtlich nothwendiger Prozeß. Denn die Vereinigten Staaten haben eine so rasche und mächtige Entwicklung genommen, daß sie schon um dieser willen ihren politischen wie wirthschaftlichen Schwerpunkt in sich selber suchen und finden mußten, und dies um so mehr, da die Eigenthümlichkeit des Landes und die gewaltige Mischung seiner Bevölkerungs-Elemente allmählig auch einen eigenen von dem rein angelsächsischen mannigfach verschiedenen Volks-Typus erzeugt hat. Bei einer so besonderen, das Mutterland vielfach überfliegenden, mächtigen Entwicklung war die politische Trennung im gegebenen Augenblicke eine unaufhaltbare Nothwendigkeit und ein Akt, der im Interesse der allgemeinen Cultur-Entwicklung nur förderlich sein konnte. Aber in Kanada, in den australischen Staaten, in Süd-Afrika denkt heute Niemand an Lostrennung vom Mutterlande. Ausgerüstet mit gesunden politischen Institutionen, die die freieste persönliche und gesellschaftliche Entwicklung gestatten, ist der Zusammenhang mit dem Mutterlande für diese Colonial-Staaten im Grunde nur eine Quelle von Vortheilen, welche in bequemster

Weise, was an wirthschaftlicher Selbstständigkeit ihnen noch gebricht, ersetzt. England deckt nicht nur ihre Küsten, es führt auch, wo nöthig, mit den Grenzstämmen für sie Krieg. Die Ernennung der Gouverneure und das Departement des Auswärtigen sich vorbehaltend, überläßt es die ganze innere Gesetzgebung der Selbstbestimmung der colonialen Parlamente, die überaus praktisch, oft mit musterhaftem Geschick ihr self-government zu üben wissen. Es ist begreiflich, daß die britische Colonial-Politik auf diesem klugen und erprobten Wege auch widerstrebende Elemente zu überwältigen und in friedlicher Ueberwindung sich zu amalgamiren vermag. Das sehen wir nicht nur in Kanada mit seiner ursprünglich stark französischen Bevölkerung, sondern auch an dem Cap-Lande mit seiner zur Zeit der englischen Besitz-Ergreifung (1812) vollständig holländischen Einwanderung. England hat die Cap-Colonie, wie fast alle seine colonialen Besitzungen, freilich mit Gewalt genommen, aber Holland würde diese Colonie, je mehr sie ihrer Natur nach als Ackerbau-Colonie sich entwickeln mußte, auf die Dauer doch nicht haben halten können, denn es ist als Mutterland an Einwohnerzahl zu schwach, um ausgedehnten Ackerbau-Colonien, wie Süd-Afrika sie bietet, den nöthigen Zuschuß an in der Heimath überschüssigen Kräften fortdauernd zuführen zu können. Damals freilich war von Auswanderung in größerem Maaßstabe noch nirgends die Rede, und das Monopol- und Absperrungs-System fast überall in unbedingter Herrschaft.

Verschiedene culturhistorisch bedeutungsvolle Gesichtspunkte ergeben sich aus dieser kurzen Beleuchtung des eigenthümlichen Wesens und der Entwicklung von Ackerbau-Colonien. Erstlich, daß hier eine durchaus der Neuzeit eigenthümliche Form colonialer Bildung vorliegt. Zweitens, daß nur ein Mutterland, das beträchtliche überschüssige Arbeitskräfte in stetiger

Folge abzugeben vermag, zur Gründung von Ackerbau-Colonien berufen ist; daß demnach diese neuere Form colonialer Schöpfung heute lediglich dem germanischen Stamme zukommt. Auch das richtige System der Verwaltung dürfte durch Englands glücklichen Vorgang bereits festgestellt sein. Da das Schwergewicht dieser subtropischen Colonien ganz auf der weißen Einwanderung ruht, so findet durch diese eine Zurückdrängung der meist spärlichen Reste farbiger Eingeborenen nothwendig statt. Vor dem Gesetze, jedoch nicht völlig in politischen Rechten, dem Weißen gleichgestellt, sind sie entweder als Arbeiter über die Colonie verstreut, oder in bestimmte Lokationen eingeschränkt. Ein Zustand, der, wo er gleichzeitig von humanen Bestrebungen für die intellektuelle und moralische Entwicklung der Eingebornen begleitet wird, sachlich durchaus richtig gegriffen sein dürfte. Im Uebrigen gilt in diesen brittischen Ackerbau-Colonien das Princip: möglichst wenig Regierens aus der Heimath, vielmehr, sowie die Colonie dazu erstarkt ist, möglichst vollständige Selbstregierung auf Grund politisch freier Institutionen. Jeder Gedanke, aus solchen Colonien irgendwelche directe Einnahme-Quellen für das Mutterland zu gewinnen, wäre ein grober national-ökonomischer Fehler. Vielmehr wird dieses, namentlich in den Anfängen, mancherlei Subventionen zu leisten haben. Aber das Mutterland wird diese auch bald mit den reichlichsten Zinsen wieder empfangen. Wir denken dabei nicht an jene Colonialen, die je und dann mit reichem Erwerb in das Mutterland wieder zurückkehren, obwohl auch diese Form der Vermehrung des nationalen Wohlstandes keine unwichtige ist. Sie ist in Ackerbau-Colonien aber doch eigentlich nur Ausnahme. Viel gewichtvoller ist jedenfalls das gesammt-ökonomische Verhältniß zwischen Mutterland und Colonie. Der Austausch der colonialen Produkte gegen die Industrie-Erzeugnisse des Mutterlandes wird nicht nur in steigender Pro-

gression sich entwickeln, die Rhederei des letzteren stärken, sondern, was ja bei Handels-Beziehungen von so großer Bedeutung, ein festes und stetiges Wechsel-Verhältniß zwischen dem beiderseitigen Consum und Absatz herstellen. Sowohl die Rhederei, wie die Industrie anderer Staaten wird selbst bei völliger Handels-Freiheit oder doch mäßigen colonialen Zollschranken gegenüber diesem festen Verhältniß zu dem Mutterlande mit erfolgreicher Concurrenz einzudringen sich vergeblich bemühen. Das zeigen die brittischen Colonien in zahlreichen handelsstatistischen Thatsachen. Angesichts derselben, im Blick auf unsere deutsche Auswanderung, im Blick auf unsere industrielle und wirthschaftliche Lage könnte, so scheint es uns, eigentlich wohl nur der Unwissende oder der durchaus Voreingenommene leugnen, daß Ackerbau-Colonien dem neuen Deutschen Reiche dringend noth seien.

III.

Auf wesentlich anderen Grundbedingungen ruhen die eigentlichen Handels-Colonien. Auch bei ihnen ist es die geographische Lage, die bestimmend wirkt und ihnen einen von den Ackerbau-Colonien durchaus verschiedenen Charakter verleiht. Sie sind Colonien unter den Tropen. Damit ist für alle Zeiten festgestellt, daß sie nie Zielpunkt der europäischen Auswanderung zu werden vermögen. Jeder derartige Versuch ist denn auch an klimatischen und andern Hindernissen unaufhaltbar gescheitert. Der Europäer ist unvermögend, unter den Tropen mit eigener Hand den Boden zu bauen. Er mag auf die Produktion und die Art der Culturen nach den Bedürfnissen des Marktes einwirken, der Anbau selbst wird stets in den Händen des Eingeborenen liegen. Schon hieraus ergibt sich, daß der Werth tropischer Colonien wesentlich ein commerzieller ist. Daher sie auch kurzweg als Handels-Colonien bezeichnet werden. Je gesteigerter die Produktionskraft, je ausgewählter ihre Handelsartikel, desto größer wird auch die Rückkaufskraft der Colonie, desto reicher ihr Verbrauch der Fabrikate des Mutterlandes sein. Die jährliche Handels-Bilanz zwischen Colonie und Mutterland ist also der exakte Werthmesser jener und damit ihrer culturellen Bedeutung überhaupt.

Diese Erkenntniß ist freilich noch ziemlich neuen Datums. Nachdem das Zeitalter der Conquistadoren abgelaufen, die

reichen Tropenländer namentlich Amerikas ihrer Gold- und Silberschätze beraubt und auch sonst ziemlich ausgeplündert waren, folgte das Zeitalter der großen Handels-Compagnien, die zuerst auf die richtige und fruchtbringende Ausbeutung tropischer Colonien sich wandten. Lange Zeit war freilich auch ihre Politik nicht nur durch und durch selbstsüchtig, sondern ebenso gewaltthätig. Alles wurde in ihren Händen zum Monopol. Eine Handels-Politik, die wir heute als kurzsichtig verurtheilen, die aber in der Gesammtlage des 17. und 18. Jahrhunderts ihre Entschuldigung, wo nicht Rechtfertigung fand, hielt jede freie Bewegung fern und gebot selbst der Produktion der Colonien, sich nach den Launen und den nächsten Bedürfnissen der Machthaber zu richten. Bekannt ist, wie z. B. noch in unserm Jahrhundert in den niederländisch-indischen Colonien für die einzelnen Gebiete vorgeschrieben war, welche Produkte auf denselben gebaut und nicht gebaut werden durften. Ja sogar das Quantum der zu liefernden Colonial-Produkte wurde, um den Preis in monopolistischer Höhe zu halten, vorgezeichnet; und oft sollen Seefahrer, die die Gestade der Molukken eben kreuzten, mit dem Wohlgeruch, den Tausende von Pikuls edler, dem Feuer übergebener Gewürze weithin verbreiteten, reichlich gesättigt worden sein. Es ist eine der großen und bedeutsamen Wirkungen der Lehre von der Handels-Freiheit, daß sie im letzten halben Jahrhundert dem colonialen Monopol-Wesen mehr und mehr den Todesstoß versetzt und auf eine rationelle Verwaltung und Ausbeutung der tropischen Colonien geleitet hat.

Auch hier ist England in entscheidender Weise vorangegangen. Alle Schranken des Monopols und einer gerade in den Colonien bis ins Kleinste ausgebildeten Bevormundung abstreifend, ist es ihm gelungen, seine so reichen und ausgedehnten indischen Besitzungen in einen Zustand steigenden Wohl-

standes zu heben. Hand in Hand mit diesem materiellen Gedeihen ging auch die intellektuelle und moralische Hebung, wie seiner eigenen Verwaltung, so auch der eingebornen Völker und Volksstämme, wie denn überall und zu allen Zeiten der Weg verständnißvoller Freiheit auch eine Grundbedingung des moralischen, wie materiellen Fortschrittes der Völker ist. Auch Holland ist mit seinen werthvollen indischen Colonien, wenn auch zögernd, in diesen Weg eingetreten. Sein wohldurchdachtes Cultur-System von 1830 hat zwar noch bestimmte Monopole aufrecht erhalten, aber durch Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit jedenfalls günstig gewirkt. Im Ganzen ist Holland noch im Uebergang vom Alten zum Neuen. Noch etwas zu ängstlicher Abschließung geneigt, ist auch seine Verwaltungsweise ziemlich stark bureaukratisch. Ein bedenklicher Mißstand ist es nach unserer Ueberzeugung für Holland, daß zwischen seiner politischen, resp. national-ökonomischen Kraft und der Ausdehnung seiner Colonien ein richtiges Verhältniß des Gleichgewichtes nicht besteht. Es fehlt ihm nicht nur an militairischer Macht, sondern überhaupt an Menschen-Material, um jene gewaltigen Inseln des indischen Archipels genügend zu exploitiren. Auch vom finanziellen Standpunkt, von dem seines indischen Budgets aus, erscheinen in Folge deß außer Java, den Molukken und etwa Banka, die meisten großen Neben-Inseln nur mehr als eine Belastung seines colonialen Staats-Seckels. Die Zeiten, wo Indien große Ueberschüsse, ja 30 Millionen Gulden und mehr in die Staats-Casse des Mutterlandes jährlich ablieferte, sind augenblicklich wenigstens vorüber, und wenn auch das noch bestehende Caffé-Monopol große Summen aufbringt, so finden dieselben in der fortwährend eiternden Wunde: Atschin — ihren völlig unproduktiven Abfluß. — Das Wenige, was Frankreich von tropischen Colonien besitzt und neuerlich in Cochinchina sich zugelegt hat, ist nicht eben

geeignet, die schon oft gemachte Erfahrung, daß die Nachfolger der alten Gallier zur Colonisation wenig geschickt und berufen seien, zu entkräften. Die Insel Réunion und einige Besitzungen in den Antillen und an der westafrikanischen Küste etwa abgerechnet, hat es Frankreich bis heute, selbst in Nordafrika, eigentlich nur zu Militair- (und Verbrecher-) Colonien gebracht; im Gebiete der zommerciellen Colonisation aber kaum etwas geleistet. Die Reste der vormals so reichen spanischen und portugiesischen überseeischen Besitzungen bieten im Ganzen administrativ wie wirthschaftlich das Bild eines herabgekommenen und wohl unheilbar verlotterten Zustandes. Namentlich jene ausgedehnten Territorien, welche an der afrikanischen Ost- und Westküste auf unseren Karten als portugiesische Besitzungen noch verzeichnet sind, verdienen in Wahrheit nicht mehr den Namen europäischer Niederlassungen. Sowie die commerzielle Spekulation sich mit einiger Energie auf das nun erschlossene Inner-Afrika wirft, werden diese nur mehr nominellen Besitzungen, die viel eher ein Hinderniß, als ein Förderungs-Mittel culturellen Fortschrittes sind, mit Nothwendigkeit in andere Hände übergehen. Die mittel- und südamerikanischen Republiken sammt Brasilien mit ihren mehr und minder leidlichen Zuständen haben jedenfalls durch ihre Trennung vom Mutterlande keinen wesentlichen Nachtheil erfahren. Wenn die Vereinigten Staaten sich einmal innerlich ausgebaut, ihre Bevölkerung verdrei- und vervierfacht und damit zu eigentlichen Handels-Colonien die überschüssigen Kräfte gewonnen haben, wird diese colossalste Ackerbau-Colonie der Welt an den reichen und nachbarlichen Tropenländern in Mittel- und in Süd-Amerika unaufhaltbar ihre wirthschaftliche Ergänzung suchen und finden. Dann werden die Vereinigten Staaten ohne Zweifel das mächtigste Staatengebilde der Welt darstellen.

Der Grundcharakter der Handels-Colonien ist, wie gezeigt,

durch ihre Lage in den Tropen bestimmt; auch die Methode ihrer Verwaltung und Ausbeutung ist um so treffender, je mehr sie dieser natürlichen Grundlage angepaßt ist. Wie in der klimatischen Beschaffenheit, so tritt uns eben auch ethnographisch ein scharf markirter Unterschied der Handels- von den Ackerbau-Colonien entgegen. Während in diesen die Eingeborenen in schwacher Anzahl wohnen, begegnet uns in jenen, den tropischen Colonien, eine Massen-Population von theils schwarzer, theils braungelber Hautfarbe. Die wenigen Lebens-Bedürfnisse in einer reichen Natur leicht gewinnend, ist der Grundcharakter dieser Bevölkerung — natürlich hier ganz allgemein charakterisirt — mehr oder minder schlaff, sorglos und träge. Nur im Contakte und unter der Leitung des Europäers gewinnt auch die Arbeitskraft des Tropen-Bewohners Ausdauer, seine Haltung Festigkeit, sein Geistesleben Spannkraft zu höherer Gesittung und Bildung. Daher ist den tropischen Ländern die Herrschaft des Europäers unentbehrlich, wenn diese Länder in den Kreis der modernen Cultur-Bewegung gebracht oder darin erhalten werden sollen. Ackerbau-Colonien, von Weißen besiedelt, können auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung sehr wohl sich selbst überlassen werden und zu mächtigen staatlichen Gemeinwesen sich gestalten; Handels-Colonien können nie sich selbst, d. h. der eingeborenen Bevölkerung überlassen werden, ohne sofort zu degeneriren. Würde England, würde Holland heute seinen indischen Colonial-Besitz aufgeben, so würde die Exportkraft dieser reichen Länder in kurzer Zeit aufs äußerste herabsinken, Kampf und Streit der verschiedenen Völkerschaften und Bekenntnisse würde, wie in früheren Zeiten, sich wieder entzünden, und diese heute bedeutsamen Gebiete würden ihren Werth für die allgemeine Cultur-Bewegung bald völlig verlieren. Die Neger-Republiken Domingo (Hayti) und Liberia geben ein anschauliches Beispiel, wohin

tropische Colonien, sich selbst überlassen, gerathen. In den Ackerbau-Colonien, überhaupt überall, wo ein gewisses Maaß von Intelligenz, von moralischem und wirthschaftlichem Fortschritt bereits Gemeingut weiterer Kreise geworden, hat das Laisser faire eine Wahrheit, in tropischen Handels-Colonien wäre es der thörichtste Einfall, dem man huldigen könnte. Wie der europäische Markt der Tropen und ihrer Erzeugnisse längst und in fortwährend steigendem Grade bedarf, so ist auch die Errichtung jeder neuen Handels-Colonie ein Baustein des allgemeinen Cultur-Fortschrittes. In ihnen aber bedarf es stets der europäischen Bevormundung, die freilich nicht im Geiste gewaltthätiger Herrschsucht, sondern einsichtsvoller Fürsorge und ächter Humanität geführt werden sollte. Auch darin beschreitet England mehr und mehr in mustergültiger Weise richtige und heilbringende Bahnen; und die Steigerung der ökonomischen Wohlfahrt wie des intellektuellen Fortschrittes der eingeborenen Bevölkerung, welche namentlich in brittisch Indien in den letzten Jahrzehnten zu Tage tritt, ist eine höchst erfreuliche. Und wie dem Handel und allen wirthschaftlichen Unternehmungen, so läßt die Colonial-Regierung auch allen humanen und religiösen Bestrebungen die freieste Bewegung.

Es ist aber lange nicht der rein commerzielle Erwerb allein, der tropische Colonien dem Mutterlande werthvoll macht. Auch die Stärkung und Ausbreitung, welche die Schifffahrt des Mutterlandes durch reiche überseeische Besitzungen nothwendig gewinnt, ist ein bedeutungsvoller Faktor. Die heutige Handelsbewegung Englands mit brittisch Ostindien allein ist nach Moldenhauers Angabe größer, als der gesammte Seehandel, als die Arbeit der ganzen Handels-Marine Deutschlands. Vor drei Jahrzehnten hatte Deutschland (wie auch Holland) noch Rhederei mit dem Cap-Lande; seit etwa zwanzig Jahren ist dieselbe — hie und da ein Auswandererschiff von

Hamburg ausgenommen — völlig erloschen. So zeigt sich überall die Thatsache, daß auch die Schifffahrt eines anderen Landes selbst bei völliger Gleichstellung mit der eines kräftigen Mutterlandes zu seinen Colonien auf die Dauer nicht erfolgreich zu concurriren vermag.

Doch der Besitz reicher Colonien hat noch einen viel weiter reichenden allgemeinen Werth. Das ganze nationale Leben in allen Schichten der Bevölkerung wird durch den fortwährenden Contakt mit colonialen Besitzungen erweitert, belebt, bereichert. Handels-Colonien sind zwar nie ein Objekt eigentlicher Auswanderung, aber doch findet ein steter, wirkungsvoller Zu- und Rückfluß gewisser Bevölkerungs-Schichten zwischen dem Mutterland und den Colonien statt; vornämlich aus den mittleren und höheren Kreisen der Bevölkerung. Kaufleute, Beamte, Militairs, Techniker, Gewerbetreibende, Geistliche und Missionare, Lehrer und Gelehrte sind zu Tausenden in steter Hin- und Herbewegung. Die große Mehrzahl derselben sucht Verdienst, und Viele aus ihnen erreichen ihre Absicht und kehren nach zehn-, zwanzigjähriger Arbeit mit mehr und minder reichem Erwerb in die Heimath zurück. Während in Ackerbau-Colonien diese Rückkehr der wohlhabend und reich Gewordenen in das Mutterland nur in Ausnahmefällen sich vollzieht, ist sie in Handels-Colonien die allgemeine Regel. England hat gegenwärtig Hunderttausende, Holland Zehntausende von Landeskindern in seinen Colonien, eine flottirende Bevölkerung, die in durchschnittlich etwa zehn bis funfzehn Jahren durch Zu- und Rückfluß sich stets erneuert. Es ist offenbar, daß dieser stetige Kreislauf, durch lange Zeit, ja durch Jahrhunderte sich fortsetzend, zu einer höchst fruchtbringenden Quelle nationalen Wohlstandes werden muß. Ohne Zweifel ist gegenwärtig Holland — im Verhältniß seiner Größe und Einwohnerzahl — das capitalreichste Land der Welt. Dies

Land der Niederung, das nach seiner Bodenbeschaffenheit zu den ärmsten Flecken der Erde zählt, das halb Sand und Haide ist, zur anderen Hälfte in seinen fruchtbaren Marschen mit viel Mühe dem Meere entrissen wurde und Jahraus, Jahrein nur mit Arbeit und Geldopfern gegen dasselbe geschützt wird. Die Lösung dieses Widerspruches liegt einzig und allein in Hollands früher so mächtiger Seefahrt, in seinem noch heute bedeutenden Handel und der Ausbeutung seiner reichen Colonien. So sind auch für England seine zahlreichen, die Produkte aller Zonen darreichenden Colonien die eigentliche Quelle seines Capital-Reichthums und seiner Macht geworden. In den Tagen der Königin Elisabeth war der Wohlstand (wie wohl auch die Bevölkerungs-Dichtigkeit) Deutschlands dem Großbritanniens weit überlegen. In den folgenden zwei Jahrhunderten, in denen Deutschland vornämlich in Folge des 30jährigen Krieges wirthschaftlich, wie politisch fast völlig zertreten am Boden lag, hat sich dieses Verhältniß total umgekehrt. So groß, könnte man sagen, dort der politische und ökonomische Fortschritt, war hier der Rückschritt. Englands Seefahrt, der Erwerb reicher Colonien, der durch sie bedingte, steigende Handels-Verkehr, und endlich seine auf diese Vorbedingungen sich ganz richtig und gesund erbauende industrielle Entwicklung sind, wie handgreiflich vorliegt, die Quellen der Größe und Macht Englands.

Nicht minder bedeutungsvoll, als der unmittelbare wirthschaftliche Erwerb ist aber, wie schon angedeutet, die Wirkung dieses Wechsel-Verkehres zwischen Mutterland und Colonie auch für die gesammte Entwicklung einer Nation. Wo ist in England ein größerer Familienkreis, der nicht irgendwo in den weltumspannenden brittischen Colonien, manche seiner Nächstangehörigen in den verschiedenartigsten Lebens-Stellungen hätte! Welche Fülle von Wirkungen auf den Geist der Nation liegt in dieser einen nun seit Jahrhunderten wirkenden That-

sache! Wie sie mit dem Interessenkreise den Blick erweitert, so stählt die Vertrautheit mit der See und die Nothwendigkeit, sich in den verschiedensten Lebenslagen zurechtzufinden, die Kraft des Charakters und verleiht unsern angelsächsischen Vettern jenen praktischen Blick und jene Sicherheit des Auftretens, durch welche sie sich so bestimmt von den Bewohnern unserer Continental-Staaten abheben. In einer durch Liebenswürdigkeit bestechenden Außenseite erscheint diese nationale Charakter-Eigenthümlichkeit freilich selten; aber wer näher in Art und Wesen derselben einzudringen Gelegenheit findet, entdeckt auch unter der oft knappen und abstoßenden Erscheinungsweise meist einen großen Fond von Tüchtigkeit, von Verlässigkeit und Kraft. Offenbar ist von den bezeichnenden Eigenschaften des Seemannes in den brittischen National-Charakter Vieles übergegangen. Es ist aber beachtenswerth, daß in Deutschland nur in unseren Hansestädten, in Bremen und Hamburg, mit ihrer kaufmännischen Intelligenz, ihrem Unternehmungsgeiste, ihrer Tüchtigkeit zur See und ihren ausgebreiteten überseeischen Beziehungen die Aehnlichkeit des brittischen National-Charakters uns in anziehender Weise gleichfalls entgegentritt.

Ueberblicken wir das in dieser Skizze über Handels-Colonien Dargelegte, so wird bei unbefangener Erwägung die Folgerung, daß die Erwerbung von Handels-Colonien für das Deutsche Reich ein unabweisbares Bedürfniß sei, sich mit Nachdruck geltend machen. Man müßte unserer ganzen Erörterung eine falsche Grundlage nachweisen, wenn man die ausgesprochene Schlußfolgerung entkräften wollte. Bis dahin wiederholen wir aber auch hier getrost die Behauptung, daß vor Allem wirthschaftliche und in ihrem Gefolge auch politische und völkerpsychologische Gründe die Aufnahme einer einsichtsvollen und energischen Colonial-Politik dem Deutschen Reiche gebieter-

Unsere deutsche Industrie leidet an dem üblen Mißstande, daß sie viel zu rasch sich entwickelt hat. Es fehlten ihr die festen Grundlagen, auf denen sie mit einiger Stetigkeit ihre Absatz-Combinationen langsam und sicher erbauen könnte. Ohne Zweifel nehmen aber neben dem Absatz im Mutterlande kaufkräftige Colonien hiebei die erste Stelle ein. Sie fehlen uns gänzlich. Dazu kommt sofort ein anderer Mißstand. Die rapide Ausbreitung unserer deutschen Industrie fällt in die Jahre, wo der Grundsatz der Handels-Freiheit für alle Cultur-Staaten einen unanfechtbaren Sieg gewonnen zu haben schien. Wie trügerisch erwies sich diese Erwartung! Die Vereinigten Staaten, das gewinnreichste Absatz-Gebiet unserer jungen Industrie, verschlossen plötzlich ihre Thore und eröffneten trotz ihrer freien demokratischen Institutionen eine Zoll-Politik, die allen modernen Anschauungen Hohn sprach und unseren Export nach Nord-Amerika fast so gut wie vernichtet hat. Einsichtige Volkswirthe hätte diese Thatsache schon vor Jahren ernstlich stutzig machen können, als ein vorauseilender, dunkler Schatten gefährlicher Krisen; wie man denn wohl auch richtig bemerkt hat, daß bereits im nordamerikanischen Bürgerkriege die ersten Ausgangspunkte der heutigen allgemeinen Krisis zu suchen seien. Wir machten aber lustig weiter im Laisser faire, als wenn alle Thore der Welt unserer Produktion doch immerdar geöffnet bleiben müßten. Als nun vollends der verhängnißvolle Milliarden-Regen kam, der uns Reichthum vorgaukelte, wo doch keiner war, als die wirthschaftlichen Orgien der Gründerzeit alle gesunden Produktions-Verhältnisse aus Rand und Band brachten, den Luxus oft sinnlos steigerten, und in die Massen der Arbeiterwelt eine Begehrlichkeit und mit ihr ganz folgerichtig eine innere Unzufriedenheit warfen, wie sie kaum je noch in der Geschichte der Völker aufgetreten, da war dann freilich der Krach an allen Orten zugleich spür-

bar. England hatte, als auch ihm der Markt der Vereinigten Staaten sich verschloß, das commerzielle Band zu seinen Colonien um so straffer gezogen und mit den Mitteln, die ihm als Mutterland, als mächtigstem See- und Handelsstaate, trotz aller Handelsfreiheit reichlich zu Gebote stehen, die fremdländischen Fabrikate auch hier mehr und mehr ausgeschlossen. Gleichzeitig aber warf es seine eigene Ueberproduktion auf unsere völlig offen stehenden Märkte und drückte mit dem Uebergewicht seiner industriellen Leistungsfähigkeit die deutsche Produktion vollends zu Boden*). Frank-

*) Vielleicht möchte Jemand gegen das oben Gesagte einwenden: Ja, England leidet aber heute in Folge der allgemeinen Krisis ebenso, vielleicht in diesem Augenblicke noch mehr, als die continentalen Staaten und Nord-Amerika. Dies mag Thatsache sein, obwohl es von mancher Seite, auch von der brittischen Regierung bestritten wird; jedenfalls entkräftet es aber in keiner Weise die obigen Darlegungen. Die Grundlage der gegenwärtigen wirthschaftlichen Krisis sofern sie sich als eine allgemeine, fast den ganzen Erdball umspannende darstellt, ist ohne Zweifel die durch Jahre entfesselter Speculationswuth erzeugte Ueberproduktion. Natürlich darf man dabei nicht bloß an die Massen der Fabrikate denken, viel mehr fallen ins Gewicht die Milliarden, welche in einer Ueberzahl von neuen industriellen Etablissements oder sonstigen, in der Luft schwebenden Speculations-Unternehmungen angelegt wurden und heute theils verloren sind, theils mit dem Tode ringend die Preise fortwährend herabdrücken. Zu dieser Grundursache gesellen sich in den verschiedenen Ländern noch vielerlei mitwirkende Ursachen: wirthschaftlicher, politischer, moralischer Natur. Daß England, der mächtigste Industrie- und Handels-Staat, in diese Krisis auch sehr stark mit hineingezogen worden, ist begreiflich und bei der heutigen Verschlungenheit aller Verhältnisse unvermeidlich. Es wird aber auch Niemandem in den Sinn kommen, zu behaupten, daß großer Colonial-Besitz vor großen Handels-Krisen schützen könne. Wohl aber haben wir betont, daß derselbe, richtig verwaltet, eine Hauptquelle nationalen Wohlstandes sei. Und weil er dies wirklich ist, hilft er auch, große Krisen leichter zu tragen und rascher zu überwinden. Dies wird in England um so mehr der Fall sein, da es wohl mit seinen Fabrikaten in große Ueberproduktion gerathen, an neuen, rasch unproduktiv gewordenen industriellen Anlagen aber ungleich geringere Verluste hat, als das doch viel capitalärmere Deutschland. Ge-

reich aber, das durch seine Niederlagen vor der Schwindel-Periode und deren Wirkungen glücklich geschützt blieb, machte sich ernst und tüchtig an die Arbeit und bereitete auch bald Deutschland mehr denn je eine fühlbare Concurrenz. So begehrte die deutsche Industrie überall Einlaß und fand ihn nicht; und es war ganz natürlich, daß sie unter diesen Umständen immer mehr bei dem viel berufenen: billig und schlecht — anlangen mußte.

Heute ruft man von allen Seiten nach einer Reform unserer Finanz-, Zoll- und Handels-Politik. Gewiß, sie ist zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden. Aber man bedenke, daß darin die Hülfe in den Nöthen, die uns betroffen haben, sicherlich nicht liegt. Denn was hilft's, wenn wir die Zölle erhöhen, Verbrauchssteuern wieder einführen und unser Reichs- und Landes-Budget vorläufig wieder ins Gleichgewicht stellen, und wir essen dabei unser eigenes Fleisch! Die nationale Arbeit und der bei ihrer Verwerthung gewonnene Ueberschuß ist bekanntlich der Gradmesser des nationalen Wohlstandes und auch der nationalen Steuerkraft. Wir bedürfen daher nicht nur einer gesunden Steuer- und Zoll-Politik, wir bedürfen vor Allem der baldigen Wiedergewinnung reichlicher, lohnender und solider Arbeit; wir bedürfen neuer, fester Absatz-Märkte, mit Einem Worte: einer richtig erwogenen und dann kräftig angegriffenen Handels- und Arbeits-Politik. Jeder weit und einsichtig aufgefaßte Versuch einer solchen wird aber auch mit Nothwendigkeit zu der Erkenntniß führen: Das Deutsche Reich bedarf unabweisbar colonialer Besitzungen!

---

rade seine Colonien werden England wesentlich helfen, die eingetretene Krisis rascher zu überwinden. Eine Ueberzeugung, die auch soeben der brittische Colonial-Minister nachdrücklich ausgesprochen hat.

Leider müssen wir die gewichtigen Gründe, welche dem Deutschen Reiche den Erwerb von Colonien dringend empfehlen, noch durch eine Schlußbetrachtung hier verstärken. Außer den eben beleuchteten zwei Grundarten, den Ackerbau- und Handels-Colonien, gibt es noch eine dritte, durchaus eigenthümliche Abart: die Verbrecher-Colonien. Es ist hier nicht am Platze, in die mannigfachen Erörterungen, welche vom Standpunkte der Strafrechts-Pflege, der Straf-Vollstreckung und des Zweckes der Besserung für und wider diese Einrichtung gepflogen worden sind, einzutreten. Wir begnügen uns an der Thatsache, daß Rußland seit lange in Sibirien sich nicht nur ein außerordentlich großes, sondern auch die besten Resultate aufweisendes Zuchthaus geschaffen hat. Es entsendet jährlich im Durchschnitt etwa 15000 Menschen nach Sibirien. Abgesehen von den zur Bergwerks-Arbeit Verurtheilten, ist das Loos der Deportirten nach kurzer Zeit durchschnittlich ein günstiges. Mit ihren Familien meist zusammenwohnend, verwandeln sie sich rasch in Colonisten unter befriedigenden äußeren Lebensbedingungen. (Diese Auffassung wird auch neuestens bestätigt durch Dr. Brehms Mittheilungen über Sibirien.) So hat Nord- und Mittel-Asien heute schon für Rußland, das an sich eines Colonialbesitzes noch gar nicht bedarf, einen nicht unbedeutenden colonialen Werth, der mit den Jahren der Macht-Entwicklung des nordischen Kaiserreiches großen Vorschub leisten wird. Mit der Rechtspflege mag es in Rußland oft noch bedenklich bestellt, der Transport der Verurtheilten mag beschwerlich, die Bergwerks-Arbeit hart sein; im Durchschnitt aber ist die Straf-Vollstreckung in Sibirien eine humane und von den günstigsten Folgen für Besserung und bürgerliche Rehabilitation begleitet. In wenigen Gegenden wird die Sicherheit größer sein, als in den Deportations-Distrikten Sibiriens. Auch England und Frankreich haben bis heute die Deportation aufrecht erhalten, und

hat dieselbe namentlich unter englischer Verwaltung erfreuliche, ja hervorragende Resultate, wie Australien zeigt, aufzuweisen. Wenn England in letzter Zeit von der Deportation nur sehr wenig Gebrauch gemacht hat, ja daran denkt, dieselbe ganz aufzuheben, so müssen dem jedenfalls günstige Verhältnisse in der englischen Verbrecher-Statistik zu Grunde liegen. Anderswo ist dies nicht der Fall. Ja, die neueste politische, moralische und gesellschaftliche Entwicklung Europas hat die Zahl der Gründe, welche für Verbrecher-Colonien sprechen, leider noch sehr erheblich vermehrt. Mit Betrübniß müssen wir aber constatiren, daß dieselben nirgends so stark, wie im neuen Deutschen Reiche zu Tage getreten sind. Es sind zwei Gesichtspunkte, die sich hier in den Vordergrund stellen; der erste ist die überaus rasche, wahrhaft erschreckende Zunahme der Verbrechen, die in einer Progression erfolgt, welche alle Versuche der Moral-Statistik, die Bewegung der Verbrechen einzig als einen reinen Naturprozeß darstellen, geradezu verspottet. Nach Stursbergs äußerst beachtenswerther, bereits in fünfter Auflage erschienenen Schrift: „Die Zunahme der Vergehen und Verbrechen und ihre Ursachen" (Düsseldorf 1879), ist, kleinere Uebertretungen und Holzdiebstahl abgerechnet, die Zahl der in acht älteren Provinzen Preußens wegen Verbrechen und Vergehen neu eingeleiteten Untersuchungen von 88,233 im Jahre 1871 auf 145,587 im Jahre 1877 gestiegen. Die Zahl der Münzverbrechen im bezeichneten Zeitraum ist um 244 Procent, der Körperverletzungen um 133 Procent, Diebstahl um 33 Procent, Raub und Erpressung um 200 Procent, Bankerott um 75 Procent, Meineid um 107 Procent, Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit um 121 Procent, Verbrechen und Vergehen wider das Leben um 62 Procent, Urkundenfälschung um 82 Procent, Verbrechen und Vergehen wider die persönliche Freiheit um 319 Procent gestiegen.

Während die Bevölkerung in den bezeichneten Provinzen von 1871—1875 um 4,68 Procent gestiegen war, war die Zunahme der zur Untersuchung gelangten Verbrechen und Vergehen (von 1871—1876): 51,6 Procent. Die Zahl der von den Schwurgerichten im ganzen preußischen Staat abgeurtheilten Verbrechen ist von 6403 im Jahre 1871 auf 12,804 im Jahre 1877, also um 100 Procent gestiegen. Die Criminal-Statistik der anderen deutschen Länder erweist sich leider auch in keiner Weise günstiger. Die Zahl der in den Straf- und Gefangenen-Anstalten Detinirten belief sich in Preußen 1871 auf 68,006; 1872 auf 76,532; 1873 auf 79,003; 1874 auf 86,236; 1875 auf 89,716; 1876 auf 101,952. Ebenso unbefangen wie überzeugend beleuchtet Stursberg die allgemeinen und besonderen Ursachen dieser unerhört raschen und erschreckenden Zunahme unserer Criminal-Statistik. Ob die rasche Bevölkerungszunahme von etwa 1¼ Procent im Jahr nicht auch ein zu berücksichtigender Faktor ist, ob bei eingetretener Uebervölkerung die Einwirkung dieser auf die Zahl der Verbrechen und Vergehen nicht ein höheres Verhältniß ergibt, als die blos arithmetische Proportion, möchten wir Criminal-Statistikern zur Beachtung empfehlen. Eine wohl feststehende Thatsache ist es, daß die Zahl der Verbrechen und Vergehen in denjenigen Ländern am geringsten ist, in denen die Lebensmittel im Blick auf die Bevölkerungsziffer am reichlichsten und in Folge deß am wohlfeilsten vorhanden sind. Sibirien, dessen Bevölkerung in ihrer großen Ueberzahl aus Deportirten und deren Nachkommen besteht, bietet hierfür jedenfalls einen beachtenswerthen Beleg.

Daß die hier aufgezeigte, unerhört rasche Vermehrung der Straf-Gefangenen heute schon in Absicht auf Unterbringung den deutschen Regierungen die erheblichsten Verlegenheiten bereiten muß, ist an sich einleuchtend. In der That ist sehr zu

fürchten, daß die Millionen, die das lange erwartete preußische Unterrichts-Gesetz bei seiner Durchführung kosten soll, durch das unaufschiebbare Bedürfniß neuer Gefängnisse zum großen Theil längst absorbirt sein möchten, ehe ein solches Gesetz auch nur zur Annahme gelangen würde. Bedenkt man, daß die längst bestehende Ueberfüllung unserer Gefängnisse auch den Besserungszweck um so unmöglicher macht und dadurch selbst wieder auf die Mehrung der Verbrechen unmittelbar wirkt, so liegen wohl genügende Gründe vor, ernstlich zu fragen, ob nicht auch für uns in Deutschland der Zeitpunkt gekommen sei, an Straf-Colonien zu denken, die Deportation gewisser Classen von Verbrechern in unser Strafrecht aufzunehmen. Daß der Zweck der Besserung, daß die bürgerlichen Rehabilitation auf diesem Wege bei einsichtiger Einrichtung der Verbrecher-Colonien am ehesten erreicht wird, dafür bürgt die Erfahrung Englands wie Rußlands.

Auch noch ein politischer Grund spricht für ein Vorgehen in dieser Richtung. Es konnte Verwunderung erwecken, daß bei der Abfassung unseres neuen deutschen Straf-Gesetzbuches die Verbannung, die natürlichste und würdigste Form der Bestrafung politischer Vergehen, keine Stelle fand. Um dieses Versäumniß als solches klar zu stellen, ist freilich durch eine seltsame Ironie des Geschickes unmittelbar nach Einführung unseres neuen Straf-Gesetzbuches die Verbannung auf dem Wege des reinen Ausnahme-Gesetzes, noch dazu ohne jede Rechtsprechung, gegen eine gewisse Kategorie von deutschen Staatsbürgern dennoch zur Anwendung gekommen. Doch dies sei hier nur andeutungsweise berührt, weil zwischen Verbannung und Deportation eine innere Verwandtschaft besteht, und bei Aufnahme dieses Straf-Systems in unseren Criminal-Codex auch für gewisse politische Verbrechen die Verbannung naturgemäß zur Deportation sich steigern würde. Hier haben wir

zunächst die letztere im Auge, und für ihre Anwendung spricht leider auch ein sehr triftiger politischer Grund. Es ist ja eine der traurigsten Erscheinungen der Gegenwart, daß in fast allen Großstaaten Europas sich im letzten Jahrzehnt Umsturz-Parteien gebildet haben, welche ebenso dem staatlichen wie dem gesellschaftlichen und dem religiösen Bestande in bewußter, ja herausfordernder Weise den Krieg erklärt haben. Unsere officiöse „Provinzial-Correspondenz" hat diese Thatsache kürzlich mit den Worten constatirt: „Immer mehr gelangt im allgemeinen Bewußtsein die Thatsache zur Geltung, daß ein Netz geheimer revolutionärer Verbindungen über ganz Europa ausgebreitet ist." Es ist aber vor Aller Augen, wie diese Umsturz-Propaganda im Deutschen Reiche die größte Ausdehnung, die geschlossenste Organisation gewonnen hat. Nun ist freilich ein Repressiv-Gesetz erlassen worden, das die Bande der öffentlichen Organisation gesprengt und die ganze Agitation unserer Anarchisten in umfassendster Weise unterdrückt hat. Kein Einsichtiger wird aber glauben, daß damit alle Gefahr beseitigt, und die Möglichkeit, auch auf den Wegen der Gewalt den Umsturz des Bestehenden zu versuchen, für alle Zeit abgeschnitten sei. Dies ist um so unwahrscheinlicher, da die in Rede stehende Bewegung nicht nur bereits mit einem gewissen Fanatismus wilder Begeisterung namentlich unter den Massen des Arbeiterstandes sich festgesetzt, sondern zugleich einen ausgesprochen internationalen Charakter gewonnen hat und in Frankreich, Spanien, Italien, der Schweiz, Rußland viele Tausende von Gesinnungs-Genossen zählt. Denken wir uns nun, daß im günstig erscheinenden Augenblicke mit den Mitteln der Gewalt auch bei uns Umsturz-Versuche erfolgten, wie die Commune solchen im Frühjahr 1871 unternommen hat, daß nach vielleicht blutigem Ringen Tausende und Zehntausende auch bei uns plötzlich vor Gericht zu stellen wären, würde eine solche

traurige Eventualität die Reichs-Regierung nicht in eine unlösbare Verlegenheit stürzen! Wohin mit den Tausenden von Verurtheilten Angesichts unserer ohnedies ganz unzureichenden und überfüllten Gefängnisse? Es bliebe schlechterdings kein anderer Weg, als der, den Frankreich mit seinen Deportationen nach Neu-Caledonien eingeschlagen hat. Man könnte dann in wohlwollender Liberalität eine geeignete Insel — etwa Utopia genannt — den Communards zur Selbstverwaltung überlassen, um ihr Weltbeglückungs-Programm doch irgendwo einmal zum Experimente zu bringen, zur Probe zu nöthigen. Aber um solchen Weg beschreiten zu können, müßte eben Deutschland irgendwelche coloniale Besitzungen in geeigneter Lage bereits erworben haben. Hat doch auch England, das allzeit praktische, auf die Umsturz-Versuche des irischen Feniertums sofort mit Deportation geantwortet und auf diesem Wege die Unterdrückung der Bewegung rasch erreicht.

Auch diese Erwägungen zeigen, daß das Deutsche Reich sich bereits nahezu in einer Zwangslage befindet, welche ihm gebietet, sich nach dem Erwerb einiger überseeischen Besitzungen ernstlich umzusehen. Fast fürchten wir, daß das über die Nothwendigkeit von Straf-Colonien hier Dargelegte, weil es in unmittelbarer Weise an innere Nothstände und Gefahren anknüpft und daher auch Dem, der überseeischer Verhältnisse unkundig ist und den wirthschaftlichen Werth colonialer Besitzungen noch nicht richtig zu würdigen versteht, unschwer einleuchten wird, zunächst in weitestem Kreise Beifall finden möchte. Es wäre ja wohl einigermaaßen demüthigend, wenn das neue Reich mit überseeischen Straf-Colonien seine Colonial-Politik eröffnete, immerhin würden wir auch diese bedauerliche Thatsache als ersten Schritt auf einer uns mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn doch zugleich als einen nicht nur verständigen, sondern auch verheißungsvollen mit Dank zu begrüßen haben.

IV.

Wir glauben, den Nachweis, daß das Deutsche Reich ebenso im Interesse seiner wirthschaftlichen, wie seiner nationalen Entwicklung der Colonien dringend bedürfe, im Vorhergehenden genügend gegeben zu haben. Damit wäre die Aufgabe, die in unserem Thema ausgesprochen ist, eigentlich erledigt. Zur gründlichen und allseitigeren Erörterung der Bedürfniß-Frage wollten wir hier zunächst einen Anstoß geben. Bemächtigt sich die öffentliche Meinung mit Nachdruck dieser Frage, so wird, wir zweifeln heute daran nicht, ein praktischer Erfolg nicht ausbleiben. Dennoch wäre es unnatürlich, hier die Erörterung abzubrechen. Viele Leser möchten sagen: ganz schön, aber wie mag solches geschehen? Wie sollen die Hindernisse, die im Wege stehen, überwunden, wo der Raum für deutsche Colonien von einigem Werth gefunden werden? Wir können es daher nicht umgehen, auch auf diese Fragen noch in gedrängter Kürze hier einzutreten.

Zunächst aber möchten wir noch einen Versuch, das Bedürfniß deutscher Colonien zu verneinen, — der einzige, der uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen — kurz beleuchten. Ein verbreitetes und angesehenes Blatt hat jüngst ziemlich harmlos ausgesprochen, Colonien brauchten wir nicht; man solle lieber unsere Haiden und Moore im Osten und Westen cultiviren, da fänden noch viele Menschen Platz. Gewiß findet

unser landwirthschaftliches Ministerium für gesteigerte Thätigkeit noch reichlich Raum, aber jener gute Rath verräth doch eine starke Naivetät in der Kenntniß und Beurtheilung unserer wirthschaftlichen Lage, wie der Colonial-Frage. Weiß denn jenes Blatt nicht, daß im Deutschen Reiche der Ueberschuß der Geburten über die Zahl der Sterbenden gegen 600,000 Seelen jährlich beträgt? Ohne Zweifel ist dieser Thatsache gegenüber, wie schon betont wurde, die Steigerung unserer landwirthschaftlichen Produktion eines der dringendsten Bedürfnisse. (Vergl. auch Zehlicke a. a. O.) Aber gesetzt den Fall, unsere Staats-Domainen würden sämmtlich dismembrirt, was aber aus wirthschaftlichen Gründen doch nur bis zu großbäuerlichen Besitzungen geschehen könnte, unsere sämmtlichen Moore und Haiden würden mit größter Energie culturfähig gemacht, was würde das austragen? Würden nicht Jahrzehnte wohl vergehen, ehe auch nur für ein paarmal Hunderttausend Menschen neue, für einen Familienstand auskömmliche, kleinbäuerliche Besitzungen geschaffen wären? Und was wäre das gegenüber unserer Bevölkerungs-Zunahme! Nur wenn der ganzen Nordseeküste Deutschlands entlang unsere ausgestreckten Watten und Buchten dem Meere wieder entrissen, unsere Haffs sammt vielen Binnen-Seen im Osten ausgetrocknet würden, würde allmählig für Millionen Menschen Raum, resp. Nahrung neu gewonnen werden. Aber wo sind zu solchen riesigen Unternehmungen auch nur die leisesten Schritte bis jetzt gethan? Wo ist auch nur ein geringer Bruchtheil der Milliarden für solche oder überhaupt für wirthschaftlich produktive Anlagen verwendet worden? Und wie viele Jahrzehnte müssen vergehen, ehe in den bezeichneten Richtungen selbst bei energischer Thätigkeit ein erkleckliches Ziel sich erreichen ließe? Angesichts solcher Thatsachen und Aussichten ist es geradezu leichtfertig, mit dem oberflächlichen Hinweis auf unsere Haiden und Moore das so dringliche Bedürfniß von Colonien

widerlegen zu wollen. Rapid sich steigernde Bevölkerungs-Zunahme bei sinkender Produktions-Kraft, bei mangelndem Absatz und bei sich steigernder Einfuhr von Nahrungs-Stoffen muß ja, wie gezeigt, nothwendig die Verarmung fördern und den nationalen Wohlstand, der bei uns in Deutschland ohnedies noch ein durchschnittlich ziemlich niedriger ist, aufs bedenklichste erschüttern. Unleugbar sind wir aber in Deutschland auf diesem Wege; eine Thatsache, die es unverzeihlich scheinen läßt, wenn geachtete Preß-Organe noch so unwissend über die Colonial-Frage aburtheilen. Jedenfalls zeigt solche Haltung, daß wir es zunächst noch hochnöthig haben, die Bedürfniß-Frage eingehend und nachdrücklich zu erörtern.

Ein Haupthinderniß für einen praktischen Erfolg scheint aber schon in der durchaus ablehnenden Haltung, welche die deutsche Reichs-Regierung zur Colonial-Frage einnimmt, gegeben zu sein. Noch vor wenigen Wochen brachte der „Deutsche Reichs-Anzeiger" eine kategorische Erklärung, daß man nicht daran denke, die Samoa-Inseln in Folge der dort entstandenen Schwierigkeiten zu occupiren, daß überhaupt die Reichs-Regierung keinerlei colonialen Erwerb beabsichtige. Fast möchten wir sagen: desto besser! Die Colonial-Frage ist für uns Deutsche ebenso neu wie bedeutungsvoll. Ohne den Kampf mit Vorurtheilen, ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten brechen solche Fragen sich nie erfolgreich die Bahn. Gerade darin muß sich ihre Berechtigung, die Kraft ihrer inneren Bedeutung erproben. Aus Vorschlägen, die sofort allgemeinen Beifall finden, ist kaum je noch etwas Haltbares, Bedeutendes und auf die Dauer Förderliches für ein Gemeinwesen erwachsen. Es liegt das eben in der Natur menschlicher Dinge, daß das Förderliche, Wahre und Gute nur im Kampf der Ueberzeugungen und Meinungen allmählig sich siegreich geltend zu machen vermag. Schon die alten

Römer sagten: Dii omnia laboribus et doloribus vendunt. Je bedeutungsvoller wir die Colonial-Frage erachten, desto weniger erwarten wir einen raschen, sofortigen Erfolg; zumal es in Deutschland ja seine besonderen Schwierigkeiten hat, eine umfangreiche, das politische Partei-Gezänke überwindende Bewegung der Geister zu Stande zu bringen. Es fehlt uns hiezu nicht nur an der politischen Schulung und vielfach auch an einer allgemeiner verbreiteten, persönlichen, politischen Selbstständigkeit, wir sind auch noch wenig geschickt, die öffentliche Meinung zur Grundlage einer ernsten und nachhaltigen Initiative in öffentlichen Angelegenheiten zu machen. Am wenigsten in Fragen, die eine politisch-diplomatische Seite haben. Seit 17 Jahren unter der kraftvollen Leitung eines genialen Staatsmannes, sind unsere politischen Vertretungs-Körper, wie die öffentliche Meinung, stets bereit, demselben in allen politischen Fragen mit vollem Vertrauen auf seinen oft bewährten Scharfblick und auf seine kraftvolle Entschlossenheit carte blanche zu geben. Das mag Angesichts seiner Eigenschaften und seiner Erfolge nicht nur billig, sondern im Ganzen auch wirklich gut sein. Aber es wäre doch wohl zu wünschen, schon im Blick auf die Zukunft, daß wir die Berechtigung auch einer Initiative der öffentlichen Meinung in diesen Gebieten nicht völlig aus den Augen verlieren. Es ist ja ganz unmöglich, daß auch der genialste Staatsmann all' die vielartigen complicirten Bedürfnisse des modernen Staatslebens gleich scharf und richtig erkenne und durchschaue. Was übrigens die Stellung des deutschen Reichskanzlers zur Colonial-Frage betrifft, so erscheint es uns auch noch zweifelhaft, ob derselbe wirklich eine lediglich verneinende Haltung in dieser Richtung einnimmt. Daß in den Büreaux des Reichkanzler- und des Auswärtigen Amtes die Parole bis heute besteht, jede Absicht der Reichs-Regierung auf coloniale Erwerbungen bestimmt zu verneinen,

ist freilich zweifellos. Aber ob dies auch eine entschlossene principielle Verneinung von Seite des Reichskanzlers selbst, nicht vielleicht nur ein: Noch nicht! — bedeute, darüber ist bis heute wohl noch ein Zweifel berechtigt. Und wären denn Reichskanzler und „Reichs-Anzeiger" in dieser Frage wirklich identisch, so müßte dies Alle, die von dem Bedürfniß deutscher Colonien überzeugt sind, nur um so kräftiger antreiben, die weitesten Kreise für ihre Ueberzeugung zu gewinnen; sie würden dabei sich auch getrösten dürfen, daß ein wirklicher Erfolg in der öffentlichen Meinung auch zu einem Erfolg bei dem leitenden Staatsmann, bei der deutschen Reichs-Regierung führen wird.

Außer der bis jetzt entschieden verneinenden Haltung unserer Reichs-Regierung werden dem Verlangen nach deutschen Colonien gewöhnlich noch zwei Haupt-Einwendungen entgegengestellt. Man sagt, die Gründung deutscher Colonien würde leicht Mißstimmung im Auslande, ja wohl auch Verwicklungen mit den Seemächten hervorrufen; und ferner: die Kosten seien zu bedeutend. Die erste Einwendung ist richtig und falsch zugleich; die zweite ruht auf einer oberflächlichen und irrigen Schätzung des wirthschaftlichen Werthes der Erwerbung lebenskräftiger Colonien.

Ohne Zweifel würde die Inangriffnahme einer deutschen Colonial-Politik im Auslande an vielen Orten ein gewisses Mißbehagen erwecken. Nicht nur unsere Vettern jenseits des Canals, auch unsere Brüder in den Niederungen der Rhein- und Maas-Mündungen würden zunächst gewiß sehr scheel und mit einigem Mißtrauen unser Vorhaben betrachten. Auch unsere Nachbarn in West und Süd, in Nord und Ost würden über eine solche Initiative der deutschen Politik in neuer Richtung uns sicherlich nicht Beifall klatschen. Das ist begreiflich und eine nothwendige Folge jener Macht des Egoismus, welche noch immer und wohl auch für diesen ganzen

gegenwärtigen Weltlauf Nation von Nation trennt. Um so weniger kann aber ein Volk, dem von der göttlichen Vorsehung eine mächtige Weltstellung zugewiesen worden ist, die Erfüllung einer nationalen Aufgabe von dem Beifall oder dem Mißbehagen anderer Völker und Staaten abhängig machen. Ist denn der Sieg Deutschlands über Oesterreich, über Frankreich ein Gegenstand der Freude und des Wohlgefallens für Europa gewesen? Ist auch die kräftige Entwicklung der deutschen Kriegs-Marine nicht gar Manchem ein Dorn im Auge? Und hätte die deutsche Politik etwa solche Stimmungen des Auslandes zum Maaßstab ihres Handelns machen sollen? Das wird doch im Ernste Niemand behaupten. Noch viel weniger würde Angesichts des Versuches, deutsche Colonien zu erwerben oder zu gründen, eine etwaige Mißstimmung des Auslandes für die deutsche Reichs-Politik ein irgendwie entscheidender Faktor sein können. Denn die Colonial-Frage ist für uns überhaupt keine politische Machtfrage. Wer sich bei derselben von dem Bestreben einer Macht-Erweiterung Deutschlands leiten ließe, hätte das Wesen derselben schlecht erkannt. Sie ist vielmehr eine Cultur-Frage. Wirthschaftliche Bedürfnisse, in Verbindung mit allgemein nationalen Gesichtspunkten, weisen darauf hin, sie praktisch in Angriff zu nehmen. Deutschland, indem es nach Colonial-Besitz sich umschaut, ist nicht von einem Gelüste nach Macht-Erweiterung geleitet, sondern es will nur eine nationale, ja wir dürfen sagen, eine sittliche Pflicht erfüllen. Kein Volk ist dazu dringender gemahnt, als das unsere. Ist die Lage der deutschen Auswanderung, die wir oben kurz gezeichnet, eine vernünftige? Wäre es nicht im neuen Reiche eine arge Pflicht-Versäumniß, sie in ihrer bisherigen Lage zu belassen? Läßt sich die öffentliche Meinung und mit ihr Hand in Hand die deutsche Reichs-Regierung bei ihrem Streben nach Colonial-Besitz von diesen Gesichtspunkten leiten,

so dürfte auch keinerlei Gefahr zu wirklichen Verwicklungen mit anderen Mächten vorhanden sein. Niemandem wird es ja einfallen, auf dem Wege der Gewalt anderen Mächten wohlerworbenen Colonial-Besitz abnehmen zu wollen. Freilich ist dieser Weg der Gewalt gerade in der Geschichte des Colonial-Wesens lange der gewöhnliche gewesen. England hat den Franzosen, den Holländern beträchtliche Theile ihres früheren Colonial-Besitzes abgenommen. Aber die Zeit, wo die europäischen Seemächte um die Erweiterung ihrer überseeischen Besitzungen Krieg mit einander führten, ist in diesem Jahrhunderte doch wohl zu Ende gegangen. Gegen schwache außereuropäische Staatengebilde läßt freilich England fortwährend Macht vor Recht gehen. So hat es vor bald zwei Jahren die von ihm längst anerkannte Transvaal-Republik wider alle Proteste ihrer Regierung ohne jede genügende Rechtsbasis annektirt. So sind die Gründe, die es vor mehreren Jahren bei der Einverleibung der Fidschi-Inseln vorbrachte, jedenfalls nicht stärker gewesen, als diejenigen, die heute die deutsche Reichs-Regierung zur Annexion der Samoa-Gruppe beizubringen vermöchte. Wir geben dabei willig zu, daß die Einverleibung von Territorien, in welchen verwilderte, oder doch halbbarbarische Zustände herrschen, besonderen Gesichtspunkten unterliegt. Hier kann die Annexion durch eine lebenskräftige europäische Macht oft ein Akt der Humanität, ja wird in allen Fällen als ein Cultur-Fortschritt zu betrachten sein.

Bei einer von solchen Gesichtspunkten geleiteten, einsichtigen Erwerbung und Gründung deutscher Colonien uns mit kriegerischen Verwicklungen zu bedrohen, dürfte in der That ein haltloses Schreckbild sein. England, das doch hier wesentlich allein in Betracht käme, hätte jedenfalls am wenigsten ein moralisches Recht, der Inangriffnahme einer deutschen Colonial-Politik sich entgegenzustellen; und es ist ja auch wirklich kein

Gedanke daran, daß es versuchen würde, solches zu thun. Und je mehr die auswärtige Politik unseres Deutschen Reiches in den gewiegtesten Händen liegt, desto weniger wird die Befürchtung gerechtfertigt sein, daß die diplomatisch-politische Seite, welche bei Erwerbung von Colonien in Betracht kommt, nicht ebenso umsichtig, wie energisch und geschickt geführt werden würde. Ja, wir müssen dringend wünschen, daß wenigstens die ersten entscheidenden Grundlagen einer deutschen Colonial-Politik noch gewonnen werden, so lange die in allen auswärtigen Beziehungen so erprobten Hände des ersten deutschen Reichskanzlers das Staatsruder führen. Einen kleinen verdeckten Krieg könnte es freilich bei jedem Vorgehen in solcher Richtung immerhin geben. Aber diesen führt England schon länger trotz aller Versicherungen der deutschen Regierung, an Colonial-Besitz nicht zu denken. Hierher werden wir es rechnen müssen, daß England die Fidschi-Inseln annektirte, als von Deutschen in Australien der Besitz dieser Inselgruppe dem neuen Reiche lebhaft empfohlen worden war. Hierher, daß es die Transvaal-Republik einverleibte, nachdem von Seite derselben wenigstens unter der Hand versucht worden war, ein deutsches Protektorat über diesen Freistaat — was natürlich eine deutsche Niederlassung an der Südküste Ost-Afrikas erheischt hätte — zu gewinnen. War doch auch schon in den vierziger Jahren — freilich ein damals noch durchaus unzeitiger Gedanke — von Deutschen in Australien eine Besitz-Ergreifung auf Neuseeland Preußen angerathen worden. Inzwischen sind auch diese werthvollen Inseln, die Antipoden Deutschlands, dem brittischen Colonial-Besitz längst einverleibt worden. Es sind wenigstens jene erstgenannten politischen Einverleibungen aber um so auffallender, da der brittische Colonial-Besitz schon so enorme Länder-Massen umschließt, daß er die Bedürfnisse, wie die von uns sehr hoch geschätzten Kräfte Eng-

lands zur wirklichen nutzbringenden Exploitation von Colonien nach unserer Ueberzeugung bereits überschreiten dürfte. Sie erscheinen daher mehr wie politische Präventiv-Maaßregeln, welche verhindern sollen, daß nicht eine der anderen Mächte dies oder jenes Stück überseeischen Landes sich aneigne. Es war geradezu komisch, wie englische Blätter in Indien, in China kürzlich Lärm schlugen, daß nun Deutschland sich der Samoa-Inseln bemächtigen werde. Solchen Aeußerungen, wie jenen Maaßregeln liegt allerdings, wie es scheint, die Meinung zu Grunde, daß die ganze überseeische Welt die Domaine Englands sei. Je höher wir Englands coloniale Kraft schätzen, um so bestimmter müssen wir derartige Prätensionen zurückweisen. Auch jeder Colonial-Besitz hat seine vernünftige Begrenzung, nämlich in den Bedürfnissen des Mutterlandes, vor Allem in der Summe von Menschen- und Capital-Kraft, die es an seine Colonien und deren Benutzung zum Besten des allgemeinen Cultur-Fortschrittes zu setzen vermag. Ueberschreitet die Colonial-Politik eines Staates, verführt vom alten Nimmersatt, diese Linie, so begeht sie ein Unrecht und eine Verkehrtheit zugleich, denn das Zuviel führt nothwendig zu einer Schwächung. Auch die hier beleuchteten Vorkommnisse zeigen aber, daß wir bei der Inangriffnahme einer deutschen Colonial-Politik freundlichen Vorschub von Seite anderer Mächte zunächst wenigstens nicht zu erwarten haben, daß aber auch die Inauguration einer solchen jedenfalls nicht auf kommende Jahrzehnte vertagt werden kann. Erheischen nationale und wirthschaftliche Gründe die Erwerbung colonialen Besitzes, so kann eine etwaige Mißstimmung Englands oder anderer Mächte das Deutsche Reich gewiß nicht aufhalten, das zu thun, was wohlerwogene, dringende Interessen ihm gebieten.

Man hat ferner wohl auch den Kostenpunkt gegen deutschen Colonial-Besitz geltend gemacht. Ohne Zweifel würden Colonien

namentlich im ersten Stadium ihrer Erwerbung nicht unbeträchtliche finanzielle Anlagen erheischen, die aber doch nur dann dem Mutterlande beschwerlich werden würden, wenn die ersten Versuche colonialer Einrichtung und Verwaltung in entschiedenen Fehlgriffen sich bewegten. Werden diese vermieden, wird auf Grund genauer Kenntniß der verschiedenen Colonial-Systeme und ihrer praktischen Ergebnisse, in richtiger Erwägung des betreffenden Landes und seiner Verhältnisse langsam und sicher vorgegangen, so sind die für Colonien verausgabten Summen ohne Zweifel in eminentem Sinne produktive Anlagen. Es mag zu bedauern sein, daß zu der Zeit, als das neue Reich an finanzieller Hypertrophie litt, die Colonial-Frage noch nicht in Betracht kam. Ohne Zweifel würden die vielen Millionen, welche für die Berliner Stadtbahn, für die Linie Berlin-Wetzlar und andere derartige „produktive Anlagen" eiligst bewilligt worden sind, mehr als ausgereicht haben, um die mit Erwerbung etlicher Colonien verbundenen Kosten auf eine beträchtliche Reihe von Jahren zu decken. Und es würde eine Verwendung in solcher Richtung bei richtigem, sachgemäßem Vorgehen sich schließlich gewiß nicht als eine Vergeudung, sondern als eine für unseren National-Wohlstand wahrhaft produktive Anlage erwiesen haben. Es kommt bei der Frage nach den Kosten colonialen Besitzes aber wesentlich darauf an, welcher Art die betreffenden Colonien sind, und nach welchem System sie verwaltet werden? Handelt es sich um bloße Marine-Stationen mit kostspieligen Etablissements und Fortifikationen, so ist klar, daß dieselben beträchtliche Kosten, sowohl zur Anlage, wie zur Unterhaltung erfordern werden, ohne irgendwelche nennenswerthe Einkünfte (die höchstens die civile Verwaltung decken würden) aufzubringen. Derartige Anlagen, deren das Deutsche Reich bei der starken Entwicklung seiner Kriegs-Marine nicht lange mehr wird entbehren können,

sind aber eigentlich gar nicht als colonialer Besitz, vielmehr als Ausgaben, die auf den Marine-Etat fallen, zu betrachten. Nicht nur um des Kostenpunktes willen, sondern auch aus sonstigen sachlichen Gründen erscheint es aber fraglich, ob Marine-Stationen ohne coloniales Hinterland überhaupt empfehlenswerth sind, ob es nicht besser, die unproduktive Anlage solcher sofort mit produktiven colonialen Zwecken zu verbinden.

Anders würde das Kosten-Verhältniß bei den Ackerbau- und Handels-Colonien sich gestalten. Hier würden natürlich nach Oertlichkeit und Umfang mehr oder minder beträchtliche Anlage-Kosten zu decken sein. Die laufenden Kosten der Verwaltung würden aber sehr bald durch die eigenen Einnahmen der Verwaltung bestritten werden können. Auch bei den Ackerbau-Colonien hat England dieses Princip jederzeit in Anwendung gebracht. Der Verkauf von Staats-Ländereien, verbunden mit mäßigen Eingangszöllen und schwachen direkten Abgaben, meist in der Form von Licenzen, vermag die Bedürfnisse solcher Colonien bequem zu decken. Wird ihre Entwicklung durch fortwährende starke Einwanderung eine fortgeschrittene, so zeigt die Geschichte des Colonial-Wesens, daß für die sich mehrenden Bedürfnisse auch die vermehrten Einnahmen unschwer zu beschaffen sind. Denn da bei stetiger Einwanderung stets neue Arbeitskräfte lohnenden Erwerb finden, so zeigen solche Ackerbau-Colonien eine oft rapide Steigerung des Wohlstandes, die ebenso ihre eigenen Bedürfnisse leicht deckt, wie andererseits die Kaufkraft für die Erzeugnisse des Mutterlandes mehrt und steigert. Das Vorbild Englands ist auch in dieser Beziehung völlig beweiskräftig. Abgesehen davon, daß etwa bei kriegerischen Verwicklungen ein Theil der Kosten des militairischen Schutzes vom Mutterlande getragen, oder auch nur vorgeschossen wird, bilden die ausgedehnten

englischen Ackerbau-Colonien nirgends eine Belastung des brittischen Staats-Seckels.

Minder einfach liegen die Verhältnisse auch in Absicht auf den Kostenpunkt bei den Handels-Colonien. Die Ausgaben sind hier beträchtlich größer. Denn diese Colonien befinden sich in den Tropenländern, sie umfassen Millionen von Eingeborenen, die, meist träge und sorglos, zur Arbeit und zu höherer Gesittung erst allmählig herangezogen werden sollen. Aus dieser Grundlage ergibt sich die Nothwendigkeit, eine nicht unbeträchtliche militairische Macht zu unterhalten, zahlreiche Beamte aufzustellen, für Communikations-Mittel, für Schulen und andere Bedingungen culturellen Fortschrittes Sorge zu tragen. Das Alles aber kostet in Tropenländern, wo der Europäer das Drei- und Vierfache braucht, erheblich mehr als im Mutterlande. Nun ist trotz des reichen Bodens die Steuerkraft in solchen Ländern zunächst eine ganz geringe, denn es fehlt den Eingeborenen die Gewöhnung zur Arbeit und damit die Grundlage nationalen Wohlstandes. Nur für die nächsten Lebensbedürfnisse sorgend, die der üppige Boden überdies bei sehr geringer Thätigkeit freigiebig bietet, muß der Eingeborene zu geregelter Arbeit, die nicht nur seine steigenden Bedürfnisse deckt, sondern auch Ueberschuß bietet und damit eine Grundlage zu culturellem Fortschritt legt, erst erzogen werden. Ein wohlgeordnetes, unter europäischer Aufsicht stehendes Cultur-System, das dem tropischen Boden vielartige und werthvolle Export-Artikel entlockt, ist hier auf längere Zeiten der einzige Weg, um neben schwachen direkten Abgaben die Kosten der colonialen Verwaltung zu decken. Das Vorbild Englands und Hollands bietet auch hier alle zu einem gesicherten Urtheil nöthigen Vergleichspunkte. Das mächtige indobrittische Reich hat sich verhältnißmäßig rasch zu einem blühenden Gemeinwesen heraufgearbeitet, und auch seine Finanzen befinden

sich, soweit nicht große Landes-Calamitäten und kriegerische Aktionen oft beträchtliche Mehrausgaben herbeiführen, bereits in ganz befriedigendem Zustande. Es ist dies um so beachtenswerther, da die indische Colonial-Politik mit allem eigentlichen Monopol-System seit längerer Zeit gebrochen hat, aber durch einsichtige Behandlung der agrarischen Verhältnisse und des Steuer-Wesens, durch großartige Entwicklung eines rationellen Communikations-Systemes der Ausbeutung des reichen Bodens allen Vorschub leistet. Holland folgt, wie schon oben angedeutet, in seinen indischen Besitzungen einem gemischten Systeme. Es hält noch einige Monopole, welche starke Einnahme-Quellen bilden, es verfolgt ein Robot-System mit mäßigem Arbeitszwange, es erhebt Differential-Zölle und deckt auf diesem Wege nicht nur völlig die Kosten seiner colonialen Verwaltung, sondern hat auch noch in neueren Zeiten sehr beträchtliche Rein-Ueberschüsse in die Staats-Casse des Mutterlandes abgeführt *). Tritt Deutschland, wie

*) Es liegt außer der Tendenz und Aufgabe dieser kleinen Schrift, zu den im gedrängtesten Ueberblick gehaltenen Darlegungen literarische und sonstige Nachweise zu geben; nur an ein paar Punkten ist mit Absicht auf einiges Neueste hingewiesen. Kommt es zu einer deutschen Colonial-Politik und zur Beschäftigung mit colonialen Fragen in Deutschland, wie wir nicht bezweifeln, so möchten wir aber hier schon hervorgehoben haben, daß nicht nur England, sondern auch Holland eine reiche Literatur über seine Colonien und auch über Fragen der colonialen Verwaltung besitzt. Hat doch auch in England die von uns mit der Bezeichnung „Uebergangs-System" kurz charakterisirte, holländische Colonial-Politik, welche wesentlich auf dem (neuerdings theilweise aufgegebenen) van den Bosch'schen Cultur-System ruht, ihre Bewunderer gefunden. (Money: Java, or how to manage a Colony. London 1861.) Es scheint uns nicht unnöthig, Vorstehendes auszusprechen, da über die in vielen Gebieten reiche Literatur, wie überhaupt über die Strebungen der uns durch Sprach- und Stamm-Verwandtschaft so nahe verbundenen Niederlande in Deutschland eine ebenso auffallende, wie bedauernswerthe Unkenntniß fast allgemein verbreitet ist.

wir hoffen, allmählig in den Besitz von Handels-Colonien, so würde sich finanziell und wirthschaftlich wohl ohne Zweifel ein ähnliches gemischtes System zunächst empfehlen. Nicht in der Absicht und dem Umfange, daß die Colonien Baar-Ueberschüsse an das Mutterland abliefern sollten, sondern in solcher Beschränkung, daß die Einnahme die Kosten für die coloniale Verwaltung decken würden. Als Ziel wäre dabei immer der allmählige Uebergang zu völliger Handels-Freiheit festzuhalten, vorausgesetzt, daß eben die Vorbedingungen dazu genügend gewonnen sind.

Nach diesen Darlegungen darf es wohl als ein völlig haltloses Raisonnement bezeichnet werden, im Blick auf die Kosten der Verwaltung von colonialen Erwerbungen abzurathen. Alle Colonial-Mächte haben sich, wie gezeigt, stets so eingerichtet, daß sie auf mehr und auf minder rationellen Wegen vor Allem Deckung ihrer Verwaltungskosten sich sicherten, und Deutschland würde es natürlich ebenso machen. Die ganze Einrede von den großen und unnöthigen Ausgaben, welche Colonien dem Mutterlande verursachen, ist — vielleicht nicht ohne selbstsüchtige Absicht — vor Jahren von England ausgegangen. In England selbst, das, wie wir gesehen haben, stets wacker in colonialen Annexionen weiter macht, glaubt heute kein Mensch mehr an jene Behauptung, die wohl nur noch in Deutschland ein Anzahl Freihandels-Doktrinäre zu ihren Gläubigen zählt. Ein wohlerwogenes Colonial-System deckt aber, wie wir gesehen, nicht nur seine Kosten, sondern ist, indem es dem Handel und der Industrie des Mutterlandes neue und feste Märkte erschließt, der mächtigste Faktor zur Vermehrung des nationalen Wohlstandes. Hierüber haben wir bereits oben wohl genugsam uns ausgelassen; und es genügt auch hier, auf England und Holland zu verweisen, um unwidersprechlich zu zeigen, daß Colonien vor allem Andern als produktive Anlagen zu gelten haben.

V.

Wo aber sollen für Deutschland heute noch Colonien gefunden werden? Ist nicht bereits Alles besetzt und vergeben? Dies ist allerdings die Haupt-Einwendung, die bei dem Hinweis auf das Bedürfniß von Colonien häufig erhoben wird. Es sei kaum nöthig, wird wohl auch von Einigen bemerkt, über die Bedürfnißfrage in längere Erörterungen zu treten, Alles hänge an der Frage, ob und wo noch Colonien zu finden seien? So gewiß die praktische Durchführbarkeit zuletzt entscheidend ist, so wenig können wir zugeben, daß es sich bei uns nur um den Erweis der letzteren handle. Die Colonial-Frage ist in Deutschland ja etwas durchaus Neues, und weil sie dies ist, mangelt, wie schon zu Anfang bemerkt, das Verständniß für dieselbe noch in den weitesten Kreisen (wie auch die Verhandlungen des Reichstages soeben wieder gezeigt). Aber wahr ist und erfreulich zugleich, daß, wie wir im Eingange dieser Schrift näher ausgeführt, wenigstens eine instinktive Empfindung, Colonien seien uns nützlich, heute weit verbreitet, und die öffentliche Stimmung in Folge deß dem Gedanken an den Erwerb colonialer Besitzungen günstig ist. Aber Empfindungen und Stimmungen reichen längst nicht aus, um die Schwierigkeiten zu bewältigen, welche der Verwirklichung des Wunsches colonialer Erwerbungen sich in den Weg stellen. Dazu ist es unerläßlich, in weiten Kreisen eine gegründete und feste Ueber-

zeugung hervorzurufen. Ohne eingehendere Erwägung der Bedürfniß-Frage, ohne Kenntniß der Grund-Unterschiede colonialer Entwicklung ist aber eine solche Ueberzeugung in weiteren Kreisen nicht zu gewinnen. Hierauf liegt darum unseres Erachtens zunächst das entscheidende Gewicht. Der Wille der deutschen Nation muß sich auf den Erwerb colonialer Besitzungen, als einer wirthschaftlichen Nothwendigkeit, richten. Nur dann haben wir gegründete Aussicht, die vielen praktischen Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, wirklich zu bewältigen, nur dann wird auch hier das englische Sprüchwort sich bewähren: wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg.

Wir wollen es aber versuchen, zum Schlusse noch auf einige Wege, die zum dargelegten Ziel zu bringen versprechen, hinzudeuten. In doppelter Beziehung möchten wir hiebei nur mit Reserve uns aussprechen. Erstlich wird es uns freuen, wenn unsere Vorschläge verbessert und vervollständigt werden. Sodann führt die Erörterung der Frage: wo Colonien für Deutschland zu gewinnen seien? zu Betrachtungen politischer Natur, auf die heute näher einzutreten uns nicht gerathen erscheint. Wir werden uns daher, soweit es irgend angeht, nur auf Andeutungen in dieser Richtung beschränken.

Auch bei dieser praktischen Umschau gilt es natürlich, die Besprechung nach den verschiedenen Grundarten colonialer Besitzungen bestimmt zu sondern. Was zunächst eigentliche Marine-Stationen angeht, so enthalten wir uns billig jedes Vorschlages. Bei etwaiger Wahl solcher, die wir, wie oben bemerkt, lieber ganz vermieden sehen möchten, kommen zunächst technische Gesichtspunkte nautischer und militairischer Art in Betracht, die zu erörtern wir keinen Beruf haben. Für solche engbegrenzte maritime Niederlassungen ist auch noch in allen Welttheilen geeigneter Raum zu finden, eventuell durch Kauf zu beschaffen.

Schwieriger wäre schon die Wahl von Straf-Colonien. Außer der insularen Lage, die für diesen Zweck entschiedene Vortheile bietet, wäre es ein Gebot der Humanität, subtropische Lokalitäten zu wählen. Bei der geringen Körperpflege, die Sträflingen zugewendet werden kann, hieße, dieselben in tropische Gegenden zu senden, nicht viel anders, als sie den aufreibenden Einflüssen des Klimas preisgeben. Der Mann des 2. Dezembers ist diesen Weg gegangen, indem er die ihm Widerspenstigen nach Cayenne deportiren ließ. England besitzt mehrere, nicht allzu umfangreiche, ihm selbst ziemlich werthlose Inseln, die sich für fraglichen Zweck trefflich eigneten. Wäre eine Verständigung in solcher Richtung nicht möglich, so möchten die Inselgruppen östlich von Neu-Guinea, nördlich von Neu-Caledonien für genannten Zweck sich empfehlen; wie auch der östliche schmale Theil von Neu-Guinea, der bedeutende Boden-Erhebungen zeigt, klimatisch eine derartige Niederlassung vielleicht zulassen könnte. Auch der nördliche Theil Patagoniens (möglicherweise auch die Falklands-Inseln) und die Inselgruppe Chiloe an der Südwest-Küste Amerikas könnten in Betracht kommen. In nähere vergleichende Details dieser theilweise noch ziemlich unbekannten Territorien einzugehen, wäre vorgegriffen und im Rahmen dieser Darlegung auch nicht am Platze.

Am schwierigsten liegt die Frage in Bezug auf Ackerbau-Colonien. Und gerade diese wären im Blick auf unsere wirthschaftlich wie national so bedeutungsvolle deutsche Auswanderung vor Allem wünschenswerth, ja nöthig. Bereits oben hat aber eine flüchtige Umschau uns gezeigt, daß ausgedehnte, für Ackerbau-Colonien geeignete Territorien nirgends mehr zu haben scheinen. Moldenhauer u. A. beklagen in diesem Blicke es doppelt, daß Deutschland nicht im Osten Süd-Afrikas zugegriffen und die Transvaal-Republik unter sein Protektorat genommen habe. Auch wir bedauern es, müssen jedoch hervorheben, daß der

wirthschaftliche Werth jener Länder meist überschätzt wird. Die Transvaal-Republik, wie das ganze Hochplateau Süd-Afrikas, ist wasserarm und im Großen und Ganzen nur als Weideland brauchbar und werthvoll. Als solches kann es nur eine verhältnißmäßig sehr schwache Bevölkerung tragen, und wenn allmählig bis zu 100,000—200,000 deutscher Auswanderer dort Raum gefunden hätten, so wäre das wohl schon eine hohe Leistungsfähigkeit gewesen. Nur der ganze Besitz Süd-Afrikas, wie ihn jetzt England verwirklicht hat, wäre für eine culturgeschichtliche Bewegung, wie sie unsere Auswanderung darstellt, wirklich werthvoll gewesen. Ob an den von England noch nicht occupirten Küstenstrichen Australiens die Bedingungen zu einer deutschen Ackerbau-Colonie sich genügend finden würden, wäre wohl jedenfalls erst näher zu prüfen. Neuseeland hat England schon lange zur Colonie erklärt. Die größere südliche Insel ist aber nur an wenigen Punkten bis jetzt schwach besiedelt und würde für eine stärkere, compakte, deutsche Auswanderung sich sehr empfehlen. Alles in Allem erwogen, darf man sagen: es gibt heute nur noch ein großes und fruchtbares Ländergebiet, welches für eine organisirte und in die Millionen wachsende deutsche Auswanderung wirklich Raum hat und zugleich die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung verspricht: das ist der südliche, schmälere Theil Süd-Amerikas. (Wir freuen uns, daß auch Moldenhauer a. a. O. zu dem gleichen Resultate kommt, wie auch Zehlicke in erster Linie auf die Laplata-Staaten verweist. Letzterer fällt aber in den bedenklichen Irrthum, Ackerbau- und Handels-Colonien nicht zu unterscheiden und daher auch Central-Afrika und andere Tropenländer für die deutsche Auswanderung zu empfehlen.) Der südlichste Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chili mit dem nördlichen Theile Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwicklung ausgedehnter

Ackerbau-Colonien bieten. Mit Leichtigkeit könnten diese fruchtbaren Länder eine zehn- und mehrfache Bevölkerung, als ihre heutige ist, tragen; und ihre Ertrags-Fähigkeit, ihr Werth für die allgemeine Cultur-Bewegung würde unter einer intelligenten und arbeitsamen Einwanderung sich rasch und mächtig heben. Die klimatischen Bedingungen sind überaus günstig; sie gestatten selbst in Süd-Brasilien neben Produkten, wie Tabak, Mais- und Süd-Früchten, den Anbau fast aller europäischen Getreide-Arten; sie nähern sich in den Laplata-Staaten dem mitteleuropäischen Klima und in Patagonien dem nördlicher, kälterer Regionen. Kaum irgendwo auf der Erde sind die Bedingungen für die mannigfaltigste Entwicklung einer großen Ackerbau-Colonie so günstig und so nahe zusammengefügt. Bereits hat Deutschland auch gerade dort bedeutsame Anknüpfungen. Die Handels-Bewegung in jenen Gegenden ist heute schon vorwiegend in deutschen Händen; und eine nicht unbeträchtliche Schaar von eingewanderten Deutschen, die sich jährlich vermehrt, ist dort in regsamer Thätigkeit. Das sind gewichtige Faktoren, denn nur wo der Handel und die Arbeitskraft einer Nation in freier und nachdrücklicher Kraft-Entwicklung bereits eingesetzt hat, ist auch eine gesunde und legitime Grundlage für colonialen Erwerb gewonnen.

Wir nannten vorstehend den südlichsten Theil Brasiliens in erster Linie. Bei dem Mißcredit, in den Brasilien seit lange gerathen, bei den jährlich von Seite der Regierung, wie der deutschen Presse sich wiederholenden Warnungen vor jeder Auswanderung nach Brasilien wird es nicht überflüssig sein, unser bezügliches Votum kurz zu begründen. Brasilien, das weitausgestreckte südamerikanische Kaiserreich mit seinen ungehobenen und unermeßlichen Bodenschätzen, ist in klimatischer Beziehung so wenig ein einheitlicher Begriff, als etwa Sibirien, das an seinen Nordrändern antediluvianische Elefanten, im Eise

wohlverpackt, uns aufbewahrt hat und in seinem Süden Trauben und Südfrüchte gedeihen sieht. Der Norden und die Mitte Brasiliens sind freilich Tropenland im vollsten Sinne. Vor jeder Auswanderung dahin ernstlich zu warnen, war seit Jahrzehnten umsomehr Anlaß, da es den brasilianischen Plantagen-Besitzern mit Hülfe gewissenloser Agenten immer wieder gelungen ist, mit ihren Parcerie-Contrakten Tausende von deutschen Familien ins Elend zu locken. Dawider war der muthige Zorneseifer, mit welchem der verstorbene, wackere General-Consul Sturz mit Darangabe von Brod und Stellung Jahrzehntelang die Auswanderung nach Brasilien bekämpft hat, vollberechtigt. Aber Sturz und mit ihm die Regierungen und die öffentliche Meinung Deutschlands übersahen, daß Brasilien auch subtropische Provinzen hat, die der Einwanderung die günstigsten Bedingungen bieten, wo es keine Plantagen- und Parcerie-Contrakte gibt, sondern das sehr fruchtbare Land um äußerst geringen Preis als freies Eigenthum in die Hände des Ansiedlers übergeht. Dies gilt von den Provinzen Rio grande do Sul, Santa Catharina und wegen seiner beträchtlichen Bodenerhebung theilweise wenigstens auch noch von der Provinz Paraná. Da das Naturgemäße und Günstige stets zieht, so hat denn auch trotz aller Abmahnungen vor der Auswanderung nach Brasilien in den letzten Jahrzehnten eine nicht unbeträchtliche Einwanderung deutscher Ansiedler in diesen Provinzen stattgefunden. Die Seelenzahl derselben wird heute, zumal die Bevölkerungsziffer der deutschen Colonien bei den einfachen und günstigen Lebensbedingungen durch einen ganz außerordentlichen Ueberschuß der Geburten rapid wächst, auf mindestens 100,000—150,000 Seelen zu veranschlagen sein. In der Provinz Rio grande do Sul sind die Deutschen denn auch das culturell entschieden dominirende Element, und auch in der Provinz Paraná, wo so eben wieder ein paar Tausend Deutschrussen von der Wolga eingewandert

sind, breitet die deutsche Colonisation sich mächtig aus. Und unsere deutschen Landsleute prosperiren dort unter allem Streit und Zank, den sie wacker unter einander führen, materiell vortrefflich, wenn freilich auch Alles, was die Regierung zu leisten und zu fördern hätte, wie das Communikations-Wesen u. A. größtentheils noch in den dürftigsten und ungenügendsten Verhältnissen sich befindet. Trotzdem darf ich auf Grund langjähriger Beobachtung (wenn auch aus der Ferne) aussprechen, daß die Entwicklung des Wohlstandes unter diesen Einwanderern sich wohl noch rascher und gleichheitlicher als in den Vereinigten Staaten vollzieht. Es ist dies um so beachtenswerther, da die dortige Einwanderung sich meist aus den ärmsten und unentwickeltsten Bezirken Deutschlands rekrutirt und ohne jede Leitung und Organisation — so zufällig und planlos, wie unser ganzes Auswanderungswesen sich bis heute eben gestaltete — zusammengefunden hat. O. Canstatt, der mehrere Jahre als Colonie-Direktor in Süd-Brasilien gearbeitet, faßt sein Urtheil dahin zusammen: „Mögen verschiedene Reisende in ihren Erzählungen von den südbrasilianischen Colonien mitunter auch allzu überschwänglich sein, das läßt sich nicht leugnen, daß sich ein ansehnliches Neu-Deutschland mit deutscher Sprache, Sitten und Gebräuchen achtunggebietend auf dem südamerikanischen Continent aufgebauet hat, dem Jeder, der es kennen gelernt, das beste Gedeihen wünschen muß." Bereits haben unsere dortigen Landsleute sich so weit aus dem Gröbsten herausgearbeitet, daß auch die mehr ideellen und moralischen Bedürfnisse, wenn auch in manch hartem Kampfe mit einer stark materialistischen Geistesströmung, unter ihnen nach Befriedigung zu rufen beginnen. Das bisher sehr dürftige Schul-Wesen hebt sich allmählig, und 17 meist sehr ausgedehnte deutsch-evangelische Parochien sind neben so und so viel katholischen in den letzten anderthalb Jahrzehnten allein in der Provinz Rio grande do

Sul gegründet worden. Unsere katholischen Landsleute haben auch durch die aus Deutschland vertriebenen Jesuiten Succurs empfangen, der nicht nur geistlicher Natur ist, sondern auch materielle Mittel bietet und namentlich durch Schulen und gemischte Ehen steigenden Einfluß zu gewinnen sucht. Dem steht die protestantische Einwanderung, um die sich, wie gewöhnlich, nur sehr Wenige bis jetzt kümmern, ziemlich schutzlos gegenüber, um so mehr, da die brasilianische Gesetzgebung in politischer, wie in religiöser Beziehung es nicht nur noch an Toleranz erheblich gebrechen läßt, sondern die deutsche Einwanderung überhaupt in einer unwürdigen Stellung gebunden hält. Es besteht nicht nur noch keine volle confessionelle Gleichberechtigung, was namentlich im Punkt der gemischten Ehen sehr störend zu Tage tritt, protestantische Kirchen sollen auch nicht Thurm und Glocken tragen u. a. m. Was aber noch schreiender redet, der deutsche Eingewanderte wird auch nach seiner Naturalisation nicht vollberechtigter Staatsbürger, er kann Zeitlebens kein Staatsamt, kein richterliches Amt bekleiden, kann nicht Volksvertreter werden, ja nicht einmal als aktiver Wähler fungiren, und muß selbst in fast ganz deutschen Bezirken in portugiesischer Sprache Gerichtsbarkeit, die oft viel zu wünschen übrig läßt, nehmen*).

---

*) Moldenhauer sagt: „während der Engländer eigene Gerichtsbarkeit (in Brasilien) hat". Dies muß doch wohl jedenfalls ein Irrthum sein, zumal England, das längst nicht im Stande ist, seine eigenen Ackerbau-Colonien reichlich zu besiedeln, wohl Kaufleute, Techniker u. s. w. in Brasilien hat, niemals aber noch Auswanderer, als Colonisten, dahin entsandte. Der Engländer ist durchaus der überseeische Aristokrat und begibt sich am wenigsten in so gebundene Zustände, wie sie die brasilianische Gesetzgebung dem Einwanderer noch bietet. Er hat dazu auch nicht den mindesten Anlaß, da er, will er über See gehen, die reichste Auswahl unter den brittischen Besitzungen in allen Zonen hat. Vielleicht ist Moldenhauers Angabe ein Mißverständniß und bezieht sich darauf, daß einige englische Gemeinden in brasilianischen Städten sich wohl mit Erfolg über die bestehenden religiösen Beschränkungen hinwegsetzen. — Für etwaige nähere

Eine Stellung, wie sie England in seinen Ackerbau=Colonien selbst den farbigen Eingebornen nicht mehr bietet. Und dies geschieht in einem Lande, das von Abkömmlingen portugiesischer Einwanderung und den zahlreichsten Mischlingen regiert, meist lotterige und zerfahrene Zustände, die jeden geordneten culturellen Fortschritt erschweren, aufweist. Dies geschieht unter einem ebenso intelligenten, als wohlwollenden Kaiser, der aber leider sehr wenig Macht hat, sondern dieselbe streitsüchtigen und meist eigennützigen Parlamentariern, Advokaten nnd Plantagen=Besitzern, überlassen muß; unter einem Parlamentarismus, der auf dem Papiere mit allen modernen Freiheiten prunkt, und dem doch alle Energie, sie wirklich durchzuführen, ja auch das nöthige Geschick zur rationellen Ausbeutung der Bodenschätze des Landes meist gebricht.

Der Berliner Friedens=Vertrag hat die Anerkennung der Selbständigkeit Rumäniens und Serbiens an die Gewährung der vollen gesetzlichen Gleichstellung der Juden in jenen Ländern geknüpft. Wer etwas von den socialen und culturellen Zu=

Information über die Zustände Brasiliens und namentlich des südlichsten verweise ich auf J. E. Wappäus' „Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserreichs Brasilien“, Leipzig 1871; auf J. J. von Tschudis fünfbändiges Werk: „Reisen durch Süd=Amerika“, Leipzig 1866—1869; auf W. Schultz' „Studien über agrarische und physikalische Verhältnisse in Süd=Brasilien im Hinblick auf die Colonisation und freie Einwanderung“, Leipzig 1865; endlich auf O. Cannstatts „Brasilien, Land und Leute“, Berlin 1877. Auch die Berichte des „Comités für die protestantischen Deutschen in Brasilien“ (in Barmen, das sich seit Jahren bemüht, den deutschen Einwanderern durch Zusendung von Geistlichen und Lehrern behülflich zu sein, bis jetzt aber, einige freundliche Beihülfe des Gustav=Adolf=Vereins abgerechnet, wenig Verständniß und Unterstützung gefunden hat) enthalten über die Lage der dortigen deutschen Auswanderung namentlich in kirchlicher Beziehung manches Beachtenswerthe. Auch das „Daheim“ hat 1878 von Dr. Rotermund in Sao Leopoldo anschauliche Skizzen über das Leben und Treiben der deutschen Einwanderer in Süd=Brasilien gebracht.

ständen dieser Länder weiß, wird, auch als der lebendigste Freund religiöser Freiheit, freilich zugeben müssen, daß es nicht blos Bojaren-Hochmuth ist, wenn die zumal plötzliche Erfüllung dieser Forderung sehr schwierig erscheint. Immerhin ist es aber erfreulich, daß der europäische Areopag auch der Sache der religiösen Freiheit und bürgerlichen Gleichberechtigung sich annimmt und dabei, wie billig und dem Geiste des 19. Jahrhunderts entsprechend, in erster Linie den polnischen Juden, welche so lange gedrückt wurden und namentlich in Rußland oft noch stark bedrückt werden, seine Fürsorge zuwendet. Diese Thatsache erweckt in uns die lebhafte Hoffnung, daß die Präsidialmacht des Berliner Congresses, die deutsche Reichs-Regierung, forthin auch für die religiöse Freiheit und politische Gleichberechtigung der Deutschen im Auslande ihre gewichtige Stimme wohl allerorten mit Nachdruck erheben werde. Die mittel- und südamerikanischen Republiken sammt Brasilien bieten hierfür ein ausgedehntes Arbeitsfeld. Es ist uns aber schon öfter vorgekommen, als wenn auch im neuen Reiche unsere consularische Vertretung nicht nur noch zu schwach an Personal, sondern überhaupt vielfach noch nicht im richtigen Zuge sei, daß zu ausschließlich ihre Aufmerksamkeit den rein merkantilen Interessen sich zuwende, und namentlich die da und dort verstreute deutsche Auswanderung in ihren Bedürfnissen nicht genügend beachtet werde. Zu verwundern ist dies kaum; es fehlt uns in den überseeischen Beziehungen eben noch Schick und Griff, es fehlt jede länger erprobte Tradition, es fehlt vor Allem jeder feste und klare, mit den Interessen Deutschlands wohl combinirte Zielpunkt. Das wird sich auch kaum wesentlich ändern, bis der Zeitpunkt kommt, wo Deutschland die Bahn einer selbständigen Colonial-Politik zu betreten entschlossen ist.

Mit vorstehender kurzer Skizzirung Süd-Brasiliens haben wir im Wesentlichen bereits auch die übrigen hier in Betracht

kommenden benachbarten Territorien charakterisirt. Nur daß die Bevölkerung in den südlicheren Gebieten mit ihren ungeheuren Weideflächen, den Pampas, noch schwächer und die politischen Zustände der betreffenden Republiken noch ungeordneter und ungenügender sind, als die Brasiliens. Es bedarf nur eines bedeutenden, arbeitsamen Bevölkerungs-Zuwachses, um auch einen Theil wenigstens der ausgedehnten Weideflächen allmählig in reiche Ackerbau-Bezirke zu verwandeln. Eine weitere eingehende Charakteristik ist hier nicht am Orte, zumal jene Länder vor vielen anderen bei uns in Deutschland, besonders in den Hansestädten, nach ihren Zuständen und ihrem merkantilen Werthe wohlbekannt sind. Wir dürfen aber zusammenfassend sagen: alle Grundbedingungen, welche wir oben für die Möglichkeit einer Organisation der deutschen Auswanderung aufstellten, sind hier gegeben: ein treffliches Klima, ein reicher Boden, zahlreiche Wasserstraßen, eine schwache und sehr wenig betriebsame Bevölkerung. Schon jetzt hat dort der deutsche Auswanderer keinerlei Versuchung, seine Nationalität und Sprache, wie in den Vereinigten Staaten, wie in englischen Colonien, allmählig daranzugeben; er bewahrt dieselbe vielmehr um so fester, je mehr er einer turbulenten, bigotten und meist trägen Mischlings-Bevölkerung gegenüber sich überlegen fühlt.

Wie aber sollen jene ausgedehnten und reichen Territorien zu einem Mittelpunkte deutscher Auswanderung gemacht und zwar so gemacht werden, daß sie zu einem Emporium deutschen Handels sich gestalten? Eine gewaltsame Besitznahme, sonst allerdings der gewöhnliche Weg colonialer Erwerbungen, wird Niemand heute befürworten. Die deutsche Reichs-Regierung würde unseres Erachtens unter Achtung der bestehenden politischen Gemeinwesen nur so weit einzugreifen haben, als es eben die Sicherung einer größeren deutschen Einwanderung erheischt. Moldenhauer äußert sich über diesen Punkt folgendermaaßen:

„Warum sucht nun unsere Regierung nicht ihren ganzen Einfluß aufzubieten, damit die deutschen Einwanderer in Süd-Brasilien, Uruguay, Argentinien und Chili, als den einzigen süd-amerikanischen Ländern, welche sich zur Auswanderung eignen, unter Wahrung der vollen Hoheitsrechte des betreffenden Staates, eigene große Distrikte eingeräumt werden, in welchen ihnen die deutsche Sprache, volle confessionelle Gleichberechtigung mit allen Rechten der eigenen Bürger nach gewonnener Naturalisation garantirt werden? Von einer unberechtigten Einmischung in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten soll und kann dabei keine Rede sein, in dem eben angedeuteten Sinne aber würde für uns selbst, sowie für das betreffende Land eine allseitig zufriedenstellende Lösung der Auswanderer-Frage erreicht werden können, und unsere Regierung könnte den Zugang dorthin unterstützen, während sie denselben seither oft geradezu erschweren mußte."

Wir halten den Grundgedanken dieses Vorschlages für richtig, möchten aber zwei Bemerkungen beifügen. Zunächst kann es sich nur um die Anbahnung eines solchen Verhältnisses handeln, also etwa um eine Convention mit einer oder zwei der dortigen halbspanischen Republiken. Gleichzeitig wäre gegenüber Brasilien auf die volle religiöse und politische Gleichberechtigung der eingewanderten Deutschen zu dringen. Die deutsche Auswanderung läßt sich allerdings nicht commandiren; einzelne Theile derselben werden wohl zu allen Zeiten es räthlicher finden, in die Vereinigten Staaten oder nach Australien, Neuseeland oder dem Cap ihre Schritte zu lenken. Und wir haben, wie gezeigt, so großen Bevölkerungs-Ueberschuß, daß dies nicht nur erwünscht, sondern nothwendig bleiben wird. Bei richtigem Vorgehen der Reichs-Regierung könnte aber sich doch ziemlich rasch ein starker Zuzug in jene südamerikanischen Territorien gestalten. So groß und noch unberechen-

bar die Vortheile sein werden, welche eine starke und organisirte deutsche Einwanderung jenen Ländern nothwendig bringen muß, so wenig werden doch ihre gegenwärtigen Machthaber eine solche Eventualität mit Freuden begrüßen. Der politische Machtbesitz, mag er auch in vielfach ärmlichen Verhältnissen sich vollziehen, ja, wie in den mittel- und südamerikanischen Republiken sich als ein fortgesetztes blutiges Spiel ehrgeiziger Parteihäupter darstellen, übt doch einen so starken Reiz auf die menschliche Natur, daß das Wohl und die Zukunft des Landes gegenüber solchen Trieben meist zurückstehen müssen und geopfert werden. Nun würde, um mit Moldenhauer zu reden, „unter Wahrung der vollen Hoheitsrechte des betreffenden Staates“ der Abschluß solcher Conventionen immerhin ein gewisses, wenn auch begrenztes Einmischungsrecht in die dortigen Verhältnisse herbeiführen. Das muß, zumal es doch Jedermann sofort erkennen wird, auch offen ausgesprochen werden; so wie es auch vor Jedem klar ist, daß eine organisirte deutsche Einwanderung allmählig in den Besitz der Majorität und damit auch der politischen Macht gelangen würde. Dem gegenüber ist nun die Frage: Hat Deutschland ein moralisches, ein culturelles Recht, in der bezeichneten Richtung vorzugehen? Schwerlich wird Jemand diese Frage verneinen können. Ja, man wird weiter gehen und sagen müssen: Im Blick auf seine Auswanderung, resp. seine wachsende Uebervölkerung, im Blick auf seine dadurch bestimmte, gesammte wirthschaftliche Lage befindet sich Deutschland bereits in einer Zwangslage, die ihm gebietet, die Lebens-Bedingungen, die es zu einer gesunden nationalen Entwicklung bedarf, auch nach diesen Seiten sich zu schaffen. Ja, die Colonien-Frage gestaltet sich für uns mehr und mehr geradezu zu einer Existenz-Frage, und es ist Recht wie Pflicht jedes Staates, für Existenz-Bedingungen mit der ganzen Kraft seines Einflusses, wenn nöthig, auch seiner Macht, einzutreten.

Vielleicht erscheint es Manchen trotz aller bereits gegebenen wirthschaftlichen Belege doch zu stark, die Organisation der deutschen Auswanderung, resp. die Colonial-Frage, als eine Existenz-Frage für Deutschland zu bezeichnen. Wir wollen darum diese Behauptung noch etwas näher begründen, indem wir die in alle Gebiete unseres Culturlebens sich erstreckenden Folgen unserer Uebervölkerung, die von Jahr zu Jahr stärker hervortreten müssen, an ein Paar Beispielen beleuchten.

Victor Cousin hat bekanntlich vor etwa vierzig Jahren, nach seiner Studienreise in Deutschland, Preußen als das Land der Schulen und der Kasernen bezeichnet. Käme er heute wieder, er würde finden, daß seine treffende Bemerkung gegenwärtig von ganz Deutschland sich sagen läßt. Vielleicht würde er noch hinzusetzen — Dank unserem vortrefflichen General-Post- und Telegraphen-Meister — und der Posten. Die charakteristischen Strebungen einer Zeitperiode, eines Volkes, verrathen sich stets am deutlichsten in seinen Bauten. Reist aber der Ausländer heute in Deutschland, und fragt er von Stadt zu Stadt: „Wozu dient dieser, wozu jener stattliche, ja wohl prächtige Bau?“ so heißt es, wenigstens seit die Gründerzeit gründlich zu Ende, regelmäßig: „Dies ist ein militairisches, dies ist ein Schul-, dies ein Post- und Telegraphen-Gebäude.“ Vielleicht schüttelt der ausländische Beschauer nachdenklich den Kopf und meint, wir zu Hause sind in diesen Anlagen viel sparsamer, Deutschland muß doch sehr reich sein. Leider wird aber zu befürchten sein, daß wir auch den bisher uns noch allgemein zugestandenen Ruhm, das Land der Schulen und Kasernen zu sein, allmählig einzubüßen in Gefahr stehen. Bekanntlich sind nicht nur unsere Staats-Ausgaben im starken Wachsen, sondern es steigen vor Allem die Steuerlasten unserer Communen seit einem Jahrzehnt in einer geradezu riesigen Progression. Sie sind für manche Städte und Gemeinden, zumal

bei der langen Geschäftsstockung, heute schon nahezu unerschwinglich geworden. Offenkundig ist hierbei, daß alle die Orte, welche in der industriellen Epoche der letzten 25 Jahre ihre Bevölkerung rapid vergrößert haben, vornämlich in dieser dem Bankerotte nahen Lage sich befinden. Aussichten zu irgendeiner wesentlichen Besserung sind aber nirgends zu entdecken. Denn weist man den Communen auch vielleicht noch etwas von Gebäude- und Grund-Steuer oder von neuen Steuern zu, so ist dieß, wo nicht geradezu ein Danaer-Geschenk, doch schwerlich zureichend, um auch nur den stets sich vergrößernden neuen Bedürfnissen, auf deren Befriedigung nach allgemeinen Normen die Regierung dringt, gerecht zu werden. Am handgreiflichsten zeigt sich diese Nothlage wohl im Blick auf die Schul-Verwaltung. Im Gebiete dieser ist die Steigerung der Ausgaben vor Allem überall bei uns eine riesige geworden, und gerade hier ist wohl für längere Zeiten auch gar keine Aussicht zu einer Besserung. Natürlich, denn die bestehende und von Jahr zu Jahr wachsende Uebervölkerung in Deutschland muß sich zunächst am breitesten und deutlichsten in der wachsenden Zahl der schulpflichtigen Kinder sichtbar und fühlbar machen; doppelt, wenn gleichzeitig die Anforderungen der Regierung noch stets im Steigen sind. Nicht in den Gehalts-Verbesserungen, die Jeder dem Lehrerstand von Herzen gegönnt haben wird, liegt die Schwierigkeit. Die Schwierigkeiten im Blick auf diesen sind, namentlich seitdem „der preußische Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen“ und darnach auch zum „treuen Mitstreiter im Cultur-Kampfe“ erklärt worden ist, wohl mehr psychologischer, als finanzieller Natur. Die Schwierigkeit liegt auch nicht allein in dem wachsenden Lehrstoff mit seinen bedenklichen Folgen und in den steigenden Bedürfnissen für Schul-Material, Gebäude u. s. w., sondern in dem gewaltig steigenden Bedürfniß immer neuer Schulen und Classen. Man braucht nicht gerade Profet zu sein, um unter

solchen Umständen den Ausspruch zu wagen, daß es mit dem seit dreißig Jahren kreißenden „Allgemeinen Unterrichts-Gesetz“, mit seinen c. 800 Paragraphen und mit seinen 35 Millionen neuer Ausgaben wohl gute Wege haben werde. Viele behaupten heute nach ihrem politisch-kirchlichen Standpunkte, die preußische Schul-Verwaltung bewege sich in bedenklichen, verkehrten Bahnen. Mir scheint, das preußische Schul-System, und ihm nach jetzt auch die Schul-Verwaltung aller anderen deutschen Länder, bewege sich nachgerade in unmöglichen Bahnen. Verkehrtes kann man verbessern, Unmögliches führt zum Bankerott. Die Unmöglichkeit dürfte aber leicht ersichtlich sein. Jeder Familien-Vater mit bestimmt begrenzter Jahres-Einnahme muß, wenn er viele Söhne und Töchter hat, die auf jedes der Kinder zu seiner Ausbildung entfallenden Ausgaben nothwendig einschränken. Umgekehrt macht es unsere Schul-Verwaltung. Je mehr Kinder sie kriegt, desto höher steigert sie ihre Anforderungen, desto höher wird der Procentsatz, den sie alljährlich verausgabt. Dies dürfte ein auf die Dauer doch wirklich unhaltbarer Weg sein. Ich denke hier nicht etwa nur speciell an die „Aera Falk“, obwohl man ihr das Verdienst nicht wird absprechen können, daß sie, gewiß in bester Absicht, auf der bezeichneten Bahn mit Energie zur Spitze treibt. Ich meine auch nicht die schier allgemein gewordene Unsitte, welche, statt Schul-Fragen nach sachlich pädagogischen Gesichtspunkten zu beurtheilen, nur darnach fragt, ob die herrschende Schul-Verwaltung mehr conservativ oder liberal angehaucht sei, welche schließlich auch dazu verleitet, in unsern Kammern über die Zahl von Liederversen und Bibelsprüchen, welche in der Schule auswendig gelernt werden sollen, erregte Debatten zu führen. Solche Erscheinungen entstammen offenbar einem der bedenklichsten Zeit-Irrthümer, nämlich der nicht nur unsere Liberalen beherrschenden, sondern auch in conservativen Kreisen weitverbreiteten, wahrhaft zum

Aberglauben gewordenen Meinung von dem hohen Werthe, von der umbildenden Kraftwirkung unserer Gesetze, Regulative, Allgemeinen Bestimmungen u. dgl. Nicht diese, sondern der Geist der Zeit, der Geist, der die Lehrerwelt, die Familien und durch sie die Massen der Schüler beherrscht, ist stets das Ausschlaggebende. Dem gegenüber kann weder eine parlamentarische Majorität, noch ein liberaler oder ein conservativer Unterrichts-Minister sehr viel ausrichten, kaum viel mehr als die Schablone zu modificiren, das mehr Formelle, das Finanzielle und Aeußere hier und dort zu ändern und etwa zu bessern. So bieten die an sich nicht sehr erheblichen Unterschiede zwischen den „Regulativen" und den „Allgemeinen Bestimmungen" ein jedenfalls etwas zweifelhaftes Object zum Selbstruhm und zu heftigen, ja gefährlichen Recriminationen gegen frühere Tage und Vorgänger, die des Lebens Last und Hitze auch getragen und es ihrerseits jedenfalls auch wohlgemeint haben. Mit den hier ausgesprochenen Bedenken soll natürlich nicht die allgemeine Schul-Pflicht, die mit Recht als ein Ruhm und Vorzug Deutschlands betrachtet wird, bemängelt werden; ebenso wenig das, was zur sanitarischen Verbesserung der Schul-Lokalitäten und sonstwie zur einsichtsvollen Hebung unseres Schul-Wesens geschehen ist und geschieht. Gewiß sind alle Ausgaben in dieser Richtung gut und wahrhaft produktiv angelegt. Was mir aber bedenklich erscheint, ist die unbedingte Herrschaft, die bei uns der Staat über alles Unterrichts- und Erziehungs-Wesen an sich gerissen hat, ist der bereits lange angebahnte absolustische Geist unseres Unterrichts-Systemes, der den Staat auch auf diesem Gebiete in die Alles-Regiererei hineingetrieben, alle berechtigten Verschiedenheiten centralisirend unterdrückt und dem Staate Lasten und Verantwortlichkeiten auferlegt hat, denen er auf die Dauer unmöglich gerecht werden kann. Der betretene Weg wird, wie ich glaube, früher oder später schon aus wirthschaftlichen Gründen, die ja ge-

wöhnlich die zwingendsten sind, scheitern. Dann wird auch in Deutschland die längst (mit anderen Freiheiten) in die Rumpelkammer geworfene Unterrichts-Freiheit wieder zu billigem Ansehen gelangen, und der Staat, sich beschränkend auf Vorbild, auf Mithülfe und auf leitende Ueberwachung, der Familie, der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft wiedergeben, was ihnen in diesem Gebiete von Gottes- und Rechtswegen gebührt; ähnlich, wie in anderen Culturländern, wie in England, Nord-Amerika, die sich dabei ganz leidlich wohlbefinden. Während in diesen Ländern fortwährend zahlreiche, oft sehr großartige Schenkungen für Unterrichts-Zwecke erfolgen, findet in Deutschland Reich und Arm sich nur mehr durch den Steuer-Einnehmer mit den Bedürfnissen des Unterrichtes ab. Und doch ist Jedermann am opferwilligsten, wo es sich um die Bildung und Zukunft seiner Kinder handelt. Das hier über Schul-Verwaltung Angedeutete ist aber leider nur ein Beispiel aus vielen. Wie die Ueber-Produktion im wirthschaftlichen Gebiete uns in eine tiefe Krisis gebracht und nahezu zur Unproduktivität verurtheilt hat, so bewegen wir uns in fast allen Gebieten der inneren Politik (selbst der landeskirchlichen) in den gleichen Bahnen. Die herrschende Sucht, Alles und Jedes bis ins Kleinste zu codificiren, führt nicht nur zur fortwährenden Ausdehnung der staatlichen Centralisation und Alles-Regiererei, sondern gleichzeitig zum Wachsthum unserer öffentlichen Ausgaben bis zur Grenze des Möglichen. Nicht nur die Legislationen des unseligen Cultur-Kampfes, sogar die über politische Selbstverwaltung haben bisher so ziemlich zum geraden Gegentheil dessen, was man beabsichtigte, geführt. Während man die Dinge einfacher und wohlfeiler gestalten will, wird der Apparat immer complicirter, werden die Kosten größer. Wo in einer doch überaus geschäftigen Zeit solcher Fluch der Unproduktivität zu Tage tritt, da wäre es doch wohl nachgerade eine patriotische

Pflicht, ernstlich darüber nachzudenken, wo denn doch im Calcul der sogen. liberalen Aera der letzten zwölf Jahre der Grundfehler stecken möchte! Schwerlich im allzu großen Liberalismus, eher wohl im Gegentheil.

Und nun „das Land der Kasernen". Nur von Einem Punkte aus möchte ich dieses Noli me tangere auch im neuen Reiche berühren. Nicht meine ich die 170 Millionen, die, wie die Zeitungen berichten, für neue Kasernenbauten in Sicht stehen. Aber die Frage muß hier erhoben werden: welchen Einfluß wird die dargelegte Progression der Bevölkerungs-Zunahme in Deutschland auch auf unser Militair-Wesen nothwendig ausüben? Ist es möglich, beim Fortschreiten unserer Uebervölkerung die allgemeine Militairpflicht wie bisher durchzuführen? Werden nicht viele Militairpflichtige zurückgestellt, und dabei doch noch die Präsenzzeit der aktiv Dienenden herabgesetzt werden müssen? Wird nicht beides eintreten, selbst für den Fall, daß, wie höchst wahrscheinlich, die Uebervölkerung und die in ihrem Gefolge unvermeidliche, etwas geringere Ernährung die Zahl der Diensttauglichen um einige Procente herabdrückt? Es ist klar, daß auch auf diesem Gebiete unsere Bevölkerungs-Zunahme sich mit merklichen Folgen, hoffentlich ohne jede Schmälerung unserer Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit, fühlbar machen wird.

Endlich noch ein Drittes. Unter den wirthschaftlichen Gründen, welche das Aufkommen und die rasche, mächtige Ausbreitung der Social-Demokratie bei uns reichlich gefördert haben, steht neben unserer ungesund schnell entwickelten Industrie mit ihrem Gefolge von Krisen, von Ueberproduktion und Arbeitslosigkeit die rasche Bevölkerungs-Zunahme (besonders in den Industrie-Bezirken) gewiß mit vorne an. Freilich sind die wirthschaftlichen Gründe längst nicht die einzigen, ja heute nicht einmal die vornehmsten für das Entstehen und die Ent-

wicklung der socialdemokratischen Bewegung. Wie überall im Leben der Menschheit, sind auch hier die moralischen Faktoren, die an den wirthschaftlichen ihre Grundlage suchen und finden, die eigentlich entscheidenden. Allein mit dem Nachweis, auch wenn er noch so treffend und scharfsinnig geführt wird, daß die wirthschaftlichen Forderungen der Social-Demokratie unerfüllbar und im letzten Grunde eine Utopie seien, ist daher noch wenig ausgerichtet. Ist das Christenthum mit seiner versöhnenden Kraft in weiten Kreisen bei uns leider in Unkenntniß, ja in Haß und Verachtung gerathen, sind die moralischen, sind die allgemeinsten religiösen Ueberzeugungen erschüttert, ist die materialistische Doktrin an ihre Stelle getreten, so kann Niemand den Menschen aufhalten, an dieses Erdenleben Forderungen zu stellen, welche es niemals zu befriedigen vermag. In der schreienden Dissonanz dieses selbstgemachten Hoffnungsbildes zu der gegebenen nackten Wirklichkeit entzündet sich dann jener grimmige Haß gegen alles Bestehende, welcher sich unter Anderem vorspiegelt, nur durch einen gewaltsamen, blutigen Umsturz lasse sich Besserung der Lage erreichen. In diesen psychologischen Stimmungen liegt der Angelpunkt unserer socialdemokratischen Agitation und ihres Erfolges. Vermöchte Jemand, unseren Social-Demokraten den Begriff von menschlichem Glück, den sie im letzten Jahrzehnt in ihre Einbildungskraft energisch aufgenommen haben, zu entkräften, das Geheimniß der Zufriedenheit ihnen aufzuschließen und ein neues Hoffnungsbild in ihnen zu erwecken, so würde unsere socialdemokratische Krisis im Wesentlichen gelöst, d. h. es würde die Stimmung geschaffen sein, auf Grund deren die wirthschaftlichen Reformen und Hülfen, auf welche unser Arbeiterstand mit vollem Rechte Anspruch hat, mit Erfolg sich durchführen ließen. Ohne jene Stimmung, zu deren Erweckung freilich vor Allem ein vielfach leider noch fehlendes, aufrichtiges Wohlwollen

und ernste Opferwilligkeit von Seite der besitzenden Classen nothwendig ist, werden auch die bestgemeinten Versuche wirthschaftlicher Hülfeleistung gewöhnlich nur mit abstoßendem Undank belohnt werden. Sollte nun die Colonial-Frage, resp. eine Organisation und Leitung der deutschen Auswanderung, nicht auch nach dieser Richtung bedeutungsvoll wirken können? Ja, müßte sie dies nicht thun? Ist unsere Social-Demokratie nicht das geworden, was sie ist, gerade in der Zeit, in welcher mit dem Beginn unserer wirthschaftlichen Krisis die vorhandene Uebervölkerung sich nachdrücklich fühlbar zu machen begann? Ich meine aber nicht bloß die Auswanderung, als eine Art Sicherheits-Ventil. Viel höher schätze ich zunächst den psychologischen Eindruck, den eine gut geleitete, in größerem Style ausgeführte und in ihren Erfolgen günstige Auswanderung auf die Einbildungskraft — deren große Bedeutung in allen Gebieten des Denkens und Strebens meist viel zu wenig erkannt wird — unseres Volkes bald in weiten Kreisen erwecken würde. Wenn auch wohl nicht bei den Grimmigen, so doch bei der Mehrzahl der mehr Irregeleiteten und wirklich sich gedrückt Fühlenden würde solche Auswanderung ein neues, nicht unerreichbares Hoffnungsbild erwecken, und schon damit wäre der um sich fressenden Unzufriedenheit eine Schranke gesetzt*).

Wir glauben denn, den Beweis, daß die Organisation der deutschen Auswanderung und mit ihr der allmählige Erwerb

*) Ob und wie weit bei einer Organisation der deutschen Auswanderung die Reichs-Regierung die Unvermögenden zum Zwecke der Uebersiedelung zu unterstützen habe, ist hier natürlich nicht weiter zu untersuchen. Wir würden unter gewissen Vorbehalten diese Frage aber entschieden bejahen, schon um das zu erreichen, daß jeder bedrängte, in unzureichendem Verdienste stehende und mit ungenügenden Mitteln zur Auswanderung ausgerüstete Familienvater sich zu sagen vermag: ich kann meine Lage verbessern. Wo dieses Bewußtsein, ist schon halb geholfen, jedenfalls der Hauptstachel des Druckes, unter dem man leidet, entfernt.

von Ackerbau-Colonien für Deutschland zu einer Lebens-Frage geworden ist, genügend erbracht zu haben. Wir wünschen, daß Deutschland dabei so rücksichtsvoll zu Werke gehe, wie es noch nie ein Staat, der auf colonialen Erwerb ausging, gethan hat. England hat kürzlich die Welt durch eine mit der Türkei geschlossene Convention überrascht, durch welche es sich Cypern abtreten und gewisse Aufsichtsrechte über ganz Klein-Asien zusprechen ließ. Dies lediglich, um seine politische Machtstellung Rußland gegenüber zu stärken. England leidet aber wohl bereits an colonialer Uebersättigung, hat jedenfalls viel zu wenig ausreichendes Menschen-Material, um noch in Klein-Asien eine culturhistorische, colonisatorische Aufgabe lösen zu können. Ja, nicht einmal für Cypern wird dieses, es müßte denn auch hier deutsche Arbeitskraft borgen, ausreichen. Wie ganz anders innerlich begründet, stellt sich der von uns hier vertretene Vorschlag! Er bleibt außer jeder Beziehung zu einer politischen Macht-Frage. Er verfolgt nichts, als eine Anwendung jenes Gesetzes der Selbsterhaltung, einer ungehinderten, freien und allseitigen Entwicklung, welches jedes große nationale Gemeinwesen als die Grundbedingung seines Bestandes und seiner Zukunft zu betrachten und zu ehren hat.

Handelt es sich um einen ersten Schritt zu praktischem Vorgehen in der hier vertretenen Richtung, so würde wohl die Errichtung eines Reichs-Amtes für Organisation und Leitung der deutschen Auswanderung das Räthliche sein. Schon heute dürfte ein solches in seiner Existenz-Berechtigung sich getrost neben alle bestehenden Reichs-Aemter stellen, an wirklicher, politisch-ökonomischer Bedeutung es vielleicht bald den meisten andern zuvorthun. Es würde dann wohl auch nicht lange währen, so würde dasselbe sich in ein Reichs-Colonial-Amt verwandeln.

VI.

Einfacher in manchem Betracht liegt die Frage des Wo? im Blick auf Handels-Colonien. Es gibt denn doch der tropischen Länder zu viele, als daß England im Stande gewesen wäre, sie bis jetzt sämmtlich in Beschlag zu nehmen. Aber es schreitet unaufhaltsam auch in der Richtung solcher Erwerbungen fort; eine Thatsache, die auch Deutschland einigermaaßen zur Eile mahnt. Sieht man sich denn nach Territorien um, die zu Handels-Colonien geeignet wären und von anderen Mächten noch nicht occupirt sind, so fällt der Blick zunächst auf einige Inselgruppen des Stillen Oceans, vor Allem der Samoa-Inseln, dann auf Neu-Guinea und Madagaskar. Auch in Hinter-Indien und im Norden Borneos wäre eine Besitz-Ergreifung nicht unmöglich, wie auch über Formosa, das nur theilweise in der Macht Chinas sich befindet, mit dem Reiche der Mitte wohl eine Abmachung zu finden wäre. Durch Kauf wenigstens wäre wohl auch in den Antillen eine oder die andere Insel, heute vielleicht wohlfeil, zu haben. Gewichtiger noch als all' die genannten Territorien und Inseln erscheint aber eine Mitbetheiligung Deutschlands an der colonialen Ausbeutung des jetzt sich erschließenden Central-Afrika. All diese Inseln und Länder sind aber — mit Ausnahme einiger Südsee-Inseln — für uns zunächst nur eine geographische Nomenklatur. Handels-Colonien haben, wie sich aus der oben gegebenen Charak-

teristik derselben ergibt — sollen sie wirklich werthvoll und nicht nur mehr eine Last sein —, bestimmte Voraussetzungen. Sie müssen nicht nur in der tropischen Zone liegen, sondern auch eine dichte, wo nicht arbeitsame, doch zur Arbeit erziehbare Bevölkerung haben. Vor Allem aber bedarf es für Handels-Colonien eines unternehmungslustigen und intelligenten, mit Thatkraft und Capital für überseeische Unternehmungen genügend ausgerüsteten Handelsstandes im Mutterlande. Ohne einen solchen, ohne energische Mitwirkung desselben ist jede staatliche Besitz-Ergreifung über See in Tropenländern ein kostspieliges und todtgeborenes Unternehmen. Frankreich hat wiederholt in neuerer Zeit hiefür Beleg gegeben. Bei aller Macht und allem Wohlstand fehlt eben der französischen Nation, wie der colonisatorische, so auch der rechte überseeische merkantile Trieb. Man wird in Folge deß sagen müssen, wie für Gründung von Ackerbau-Colonien und respective für Leitung der Auswanderung der Regierung nothwendig die ersten Schritte zufallen, so kann und soll ein Staat heute wenigstens Handels-Colonien überhaupt nicht gründen, sondern die Initiative zu denselben muß durch Handels-Unternehmungen gegeben werden. Dafür spricht auch die Geschichte des Colonial-Wesens aller Zeiten. Schon in der ältesten Zeit, in den Tagen der Phönizier und Carthager, war die Gründung von Colonien ebenso, ja in erster Linie eine merkantile, und mit ihr eine politische Aktion. So ist der naturgemäße Gang auch in späteren Zeiten. Was ist das mächtige indobrittische Reich anders, als die Frucht einer großen Handels-Compagnie, die unter energischem Vordringen König- und Kaiser-Reiche sich unterthätig gemacht und erst vor zwei Jahrzehnten ihre politische Macht der Krone Groß-Britanniens völlig zu Füßen gelegt hat? Auch die reichen niederländischen Colonial-Besitzungen sind wesentlich durch kräftige commerzielle Aktion, durch eine

Handels-Compagnie das geworden, was sie sind. Und hinwiederum die Handels-Colonien aller Staaten, in denen der unternehmende Handelsgeist erloschen ist, führen, wie Portugal und Spanien zeigt, nur ein kümmerliches Dasein, auch wenn dieselben von Natur die günstigsten Bedingungen zu blühenden Handels-Emporien bieten.

Prüft man auf diese Bedingungen die Ansprüche Deutschlands auf Handels-Colonien, so fallen dieselben heute noch herzlich schwach aus. Fast nirgends bestehen von Deutschland aus zu den in obiger Nomenklatur von Inseln und Ländern aufgeführten Landstrichen schon feste und entwickelte Handels-Beziehungen. Wir können uns darüber aber auch in keiner Weise wundern. Wohin anders konnte der deutsche Handel und die deutsche Rhederei sich naturgemäß bisher wenden, als zu den gebahnten Straßen nach Amerika, nach Ost-Asien, in die brittischen Colonien? Für neue Wege und Bahnen fehlte bis vor kurzem jeder Schutz, jede politische Mithülfe des Mutterlandes. Diese Vorbedingung zu neuen Handelswegen ist nun gegeben. Sollten die weiteren Bedingungen, ein auf besonnene Calculation und nachhaltige Thatkraft sich stützender, unternehmender Handelsgeist uns gebrechen? Ist es ein falscher Ruhm, daß unsere Hansestädte sich durch solchen auszeichnen? Sollte bei ruhigem und energischem Vorgehen in dieser Richtung nicht auch das deutsche Capital, das in der Gründer-Periode sich an der Industrie die Finger verbrannt und in Folge deß sich jetzt neben dem Grundbesitze vornämlich sicheren Papieren unter naturgemäßer Herabdrückung des Zinsfußes zugewendet hat, für solche merkantile Unternehmungen sich mehr, wie bisher, heranziehen lassen? Würde eine kräftige Neubelebung in dieser Richtung nicht zugleich auf unsere Industrie, wie auf unsere Rhederei, uud damit auf unseren ganzen Wohlstand belebend zurückwirken? Wir sehen, die Frage nach

deutschen Handels-Colonien ist in erster Linie ein Appell an unsere Hanse-, an unsere Seestädte, an unseren gesammten, als intelligent und thätig gewiß nicht mit Unrecht gerühmten Handelsstand. Geht dieser überlegt und energisch vor, dann wird, dann muß die deutsche Reichs-Regierung ihm nachfolgen und trotz aller Dementis im „Reichs-Anzeiger" eine deutsche Colonial-Politik inauguriren.

In diesem Blick wird wohl auch der jüngst eingetretenen, an sich sehr untergeordneten Verwicklung auf den Samoa-Inseln eine größere Bedeutung zuzusprechen sein. Diese Samoa-Eilande nebst den Tonga-Inseln sind unter der ganzen, schönen Namen-Reihe von deutschen Handels-Colonien in spe, welche vorstehend aufgeführt wurden, leider das einzige Territorium, welches heute zu einer deutschen Handels-Colonie wirklich bereits reif ist. Seit etwa zwanzig Jahren hat das Haus Godefroy in Hamburg mit großem Capital, energisch und geschickt, diese Inselgruppe, wie die der Tonga-Eilande, commerziell bearbeitet und sich so zu sagen in Besitz derselben gesetzt. Wären wir um ein Jahrhundert jünger, so würde es wohl auch schon längst einige Kanonen angeschafft, eine Compagnie Soldaten geworben und sich unter hanseatischer Flagge in den Besitz der ersten deutschen Handels-Colonie gesetzt haben. Der moderne Staat des 19. Jahrhunderts gestattet aber Handels-Compagnien auch in der fernen Südsee solche Uebergriffe nicht mehr. Um so mehr dürfte man erwarten, daß er auch in diesem Gebiete thue, was seines Amtes ist. Ob die deutsche Reichs-Regierung dies erkennen und thun wird? Sie hat 1876 mit den Häuptlingen der Tonga-Inseln zwar einen Freundschafts-Vertrag geschlossen, der auch einem deutschen Protektorate einigermaaßen Vorschub leisten könnte. Die Samoa-Gruppe, „das Paradies der Südsee", deren Einwohner, besonders seit dem Unfall La Peyrouses in der Massacre-Bai, übel berüchtigt

waren, aber seit den dreißiger und vierziger Jahren durch englische Missionare — leider unter mannigfachen Streitigkeiten der Vertreter verschiedener Gesellschaften, besonders als noch römisch-katholische Missionare hinzukamen — christianisirt und civilisirt wurden, ist jedenfalls eine der werthvollsten Inselreihen der Südsee. Durch den Einfluß amerikanischer Interessenten und Abenteurer wurde in jüngster Zeit Verwirrung und Unruhe auf ihnen hervorgerufen, welche vielleicht die deutsche Regierung nöthigen werden, weiter zu gehen, als sie eigentlich beabsichtigt. Dem Hause Godefroy würde es in jedem Falle zum bleibenden Nachruhm gereichen, wenn dessen energische merkantile Thätigkeit in der Südsee die Regierung des Deutschen Reiches zum ersten Beginn einer Colonial-Politik, wenn auch wider Willen, nöthigte. Für die Form einer eventuellen Besitz-Ergreifung empföhle sich jedenfalls am meisten die von England bei den Fidji-Eilanden beobachtete. Das englische Ministerium ließ sich wiederholt vom König und seinen Häuptlingen um Annexion ersuchen, bis es endlich 1874 diesen Bitten nachgab und die Fidji-Gruppe als brittisches Colonial-Eigenthum erklärte. Niemand weiß heute, ob die deutsche Regierung diesem Vorbilde bezüglich der Samoa-Gruppe schließlich folgen wird. Jedenfalls hat der vorliegende Fall nach Lage der Umstände eine principielle Bedeutung. Hier auf den Samoa-Eilanden, leider hier bis jetzt fast allein, sind die normalen Vorbedingungen zu einer kleinen deutschen Handels-Colonie wirklich gegeben. Wird auf Grund derselben nicht gehandelt, so ist es allerdings ein sicherer Beleg, daß nicht nur der Wille, sondern auch das Verständniß, das ja naturgemäß den Willen beherrscht, für eine coloniale Politik in den entscheidenden Kreisen noch gebricht. Zugleich ist dann aber auch erwiesen, daß es in solchem Falle nur einer um so energischeren Einwirkung auf die öffentliche Meinung Deutschlands bedarf.

Wir enthalten uns weiterer eingehender Vorschläge in Bezug auf die vorstehend für Handels-Colonien in Vorschlag gebrachten Territorien. Dem kaufmännischen Unternehmungsgeist und Calcul kommt es zu, gestützt auf genügende Voruntersuchung, die besten und richtigsten Wege zu finden. Für uns Andere kann es nur darauf ankommen, zur Bildung von Handels-Compagnien in fraglicher Richtung eine Anregung zu geben. Bemerkt sei hier aber noch, daß so eben auch in England eine Unternehmung auf Neu-Guinea und im Norden Borneos, wie Zeitungen meldeten, geplant werden soll. Nur über eines der bezeichneten Gebiete mögen noch einige specielle Bemerkungen uns gestattet sein: über Central-Afrika.

Zwanzig Jahre ist nun seit Livingstones epochemachendem Vorgang die Erschließung Central-Afrikas von den verschiedensten Forschern und Reisenden mit bewundernswerther Energie verfolgt und ein glänzender Erfolg erzielt worden. Seit Livingstones, seit Camerons, vor Allem seit Stanleys letzter Reise ist Inner-Afrika wirklich erschlossen. Im Einzelnen ist das geographische Bild dieses seit Jahrtausenden dunklen Erdtheiles wohl noch vielfältig zu vervollständigen, in seinen großen, entscheidenden Grundzügen ist dasselbe bereits gewonnen und festgestellt. Die Schritt vor Schritt aneinandergereihten Entdeckungen sind fast ebenso viele Ueberraschungen geworden. Wie das bereits ins Einzelne sich abrundende Gebiet der ostafrikanischen Seen uns Bezirke erschlossen hat, deren klimatische Beschaffenheit und produktive Kraft die gehegten Erwartungen weit übertrifft, so hat die Feststellung des Laufes des Livingstone-Flusses, des so lange in seinen Wegen räthselhaften Congo, auch die Bedeutung der mittleren und westlichen Gebiete, sowie die Zugänglichkeit von der Westküste her ins Licht gestellt. Das Gesammt-Resultat des durch zwanzigjährige, angestrengte Arbeit gewonnenen Einblickes ist, daß die Bedeutung Central-Afrikas

in jeder Beziehung eine viel höhere ist, als man seit den ältesten Zeiten angenommen hat, daß in seinen weiten Gebieten eine der größesten und lohnendsten Cultur-Aufgaben vorliegt. Das Klima, die produktive Kraft des Landes, die Art und die Dichtigkeit seiner Bevölkerung verheißen eine Entwicklungs-Fähigkeit, welche im Laufe von Jahrzehnten Mittel-Afrika zu einem der größten, ja vielleicht zu dem bedeutendsten Emporium der tropischen Zone zu machen verspricht. Sollte nun Deutschland, des colonialen Erwerbes bedürftig, nicht vor Allem an der in diesen Länder-Massen anhebenden Concurrenz sich kräftig betheiligen? Unsere geographischen Vereine, unsere afrikanische Gesellschaft mit ihren vereinzelten wissenschaftlichen Reisen sind gewiß anerkennenswerth und förderlich, aber sie stehen doch noch einigermaaßen in der Luft, sie entbehren, wie einer kräftigen Unterstützung der Nation, so auch eines wirklich befriedigenden Resultates, wenn sie nicht die Vorläufer größerer, wohldurchdachter cultureller Unternehmungen sind. Kommt es zu solchen, so werden auch die mehr wissenschaftlichen Zwecke jener Gesellschaften bei uns eine viel regere Theilnahme als bisher finden. England ist bereits auch hier an der Arbeit, d. h. nicht nur wissenschaftlich, sondern, wie gewohnt, stets auch praktisch; und auch aus den Vereinigten Staaten verlautet es von Plänen zu einer großen Unternehmung im westlichen Central-Afrika. In unserem Jahrhundert, wo Alles mit Dampfes-Eile sich entwickelt, wird ohne Zweifel auch diese Aktion in beschleunigtem Tempo sich vollziehen. So eben hat der brittische Colonial-Minister Hicks-Beach in einer Rede auch bereits ausgesprochen, daß die brittische Regierung sich nicht mit der geschehenen Annexion ganz Süd-Afrikas zu begnügen, sondern, „um dem englischen Handel neue Absatz-Gebiete zu eröffnen", auch in Central-Afrika festen Fuß zu fassen gedenke. Schon ist von einer Eisenbahn von der Ostküste zu den großen

Seen ernstlich die Rede, ja, über eine Bahn quer durch Central-Afrika in letzter Zeit schon vielfach geschrieben und gesprochen worden. Einstweilen wird man freilich damit nicht zu eilen haben. Central-Afrika kann allerdings ein neues Indien werden nach seiner Boden-Beschaffenheit und Populations-Menge. Aber fürs Erste fehlt noch ein sehr wesentliches Stück: der Massen-Anbau werthvoller Produkte. Seine Bevölkerung muß durch vermehrte Bedürfnisse erst zu deren Anbau gereizt, wo nicht gar erzogen werden; und das wird voraussichtlich nur sehr allmählich sich vollziehen. Missions-Unternehmungen mit praktisch-pädadogischem Charakter, d. h. auch zur Arbeit erziehend, wären hier vor Allem werthvoll; nach und mit ihnen Capital und Leute für Plantagen und größere Handels-Unternehmungen. Ohne diese Vorarbeiten würde es um die Rentabilität der central-afrikanischen Eisenbahn herzlich schlecht bestellt sein; denn alle Vierteljahr ein Paar „Forscher" ins Land und eine Fracht Elfenbein retour zu führen, würde doch kaum lohnen. Aber erfreulich und der richtige Ausgangspunkt der Aktion in Central-Afrika ist es, daß die ersten Cultur-Pioniere, die Missionare, vom Osten und vom Westen her bereits an der Arbeit stehen. Es erfüllt sich auch hier, was Livingstone, der Beides ja in seiner Person in seltener Weise vereinigte, ausgesprochen: „Das Ende der geographischen That ist nur der Anfang des Missions-Unternehmens." So haben denn bereits mehrere der großen englischen Missions-Gesellschaften (die über eine Jahres-Einnahme von über eine Million Pfund Sterling verfügen) an den großen Seen des Ostens Niederlassungen errichtet, und drei Missionsdampfer durchfurchen heute schon zum Aerger und Schrecken der arabischen Sclavenhändler die blauen Gewässer jener mächtigen Binnen-Seen.

Doch, ich schreibe in Deutschland. Das nöthigt mich an dieser Stelle zu einer kurzen Abschweifung, die aber eigentlich

doch keine ist, sondern hier zur Sache gehört. Mission, Missions-Unternehmung sind dem größeren Publikum bei uns bis heute ebenso dunkle, wie zweifelhafte Begriffe. Ein Theil unserer Presse, die so weit verbreitete und einflußreiche „Gartenlaube" vorne an, sind fortwährend bemüht, durch Angriffe, deren Unwissenheit nur von ihrem Uebelwollen übertroffen wird, Alles, was mit der Mission zusammenhängt, lächerlich oder verächtlich zu machen. Diese Haltung ruht wohl vornämlich auf zwei Gründen. Jede Missions-Thätigkeit wurzelt zunächst in einem positiven religiösen Triebe. Wer diesen nicht theilt, wer die Kraft und Bedeutung des Evangelii nicht kennt, wer vielleicht, wie heute so manche unserer gelesensten Zeitschriften, einer ausgesprochen materialistischen Weltanschauung huldigt, dem ist natürlich dieser religiöse Trieb, fremde Völker zu christianisiren, unfaßbar, und jede seiner Lebens-Aeußerungen wird ihm ein Anstoß und Aergerniß sein. Zorn und Aerger macht aber gewöhnlich blind. So entwickelt sich aus der religiösen Unwissenheit naturgemäß die Unfähigkeit, eine Erscheinung, wie die Missions-Sache, überhaupt auch nur nach ihrer allgemeineren culturellen Bedeutung irgend unbefangen zu prüfen und zu würdigen. Auch in England, in Nord-Amerika gibt es viele Leute, die von ihrem religiösen oder irreligiösen Standpunkte aus über die Mission die Achseln zucken. Aber kaum Jemand wird dort eine gewisse culturelle Bedeutung der Mission, ihre Nutzbarkeit für die ihr nachrückenden Handels-Unternehmungen oder colonialen Annexionen leugnen; kein Blatt von irgend welchem Ansehen und Ruf würde den Versuch wagen, im Geiste und im Tone unserer „Gartenlaube" die Missions-Sache als ein Ding hirnverbrannter Schwärmer oder gar heuchlerischer Frömmler brandmarken zu wollen. Mit Entrüstung würde man sich in weiten Kreisen dawider wenden. Daß es in Deutschland anders steht, daran ist aber nicht nur jene leider

weitverbreitete antireligiöse Strömung schuld, sondern es kommen dabei noch Faktoren in Betracht, die in der Eigenthümlichkeit unserer ganzen nationalen Entwicklung wurzeln. Das entschuldigt in etwa selbst jenes unwürdige Gebahren. Unsere lange gebundene politische Entwicklung in Deutschland, unsere fortwährende ungesunde Verquickung von Staat und Kirche, welche statt Achtung jeder religiösen Ueberzeugung, dieselbe in die Hetzereien des politischen Partei-Getriebes herabzuziehen gewöhnt hat, unsere durchschnittlich starke Unkenntniß überseeischer und colonialer Verhältnisse, die auch in unserem politschen wie kirchlichem Parteileben überall noch widerklingende Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen wir uns Jahrhunderte lang bewegt haben, entschuldigt es wirklich einigermaaßen, wenn auch für die culturelle Bedeutung einer internationalen, ächt christlichen Arbeit, wie die Mission sie darstellt, das Verständniß in weiteren Kreisen noch gebricht. Doch scheint auch nach dieser Richtung ein Fortschritt sich anzubahnen. So hat vor Kurzem die Kölnische Zeitung in einer Reihe von Leitartikeln über: „Englands Ausbreitung in Süd-Afrika" (Juni 1877) die culturelle Bedeutung der Mission, auch ihre Verdienste um linguistische, geographische, anthropologische Forschung kurz und treffend charakterisirt und warm anerkannt. Sie war bei dieser Besprechung der englischen Annexionen in Süd-Afrika in der Lage, zu zeigen, daß die so mühe- und kostenlos vollzogene Annexion jener ausgedehnten Ländergebiete an der West- und Ostküste Süd-Afrikas sich wesentlich auf die seit dreißig Jahren geschehene Pionier-Arbeit deutscher Missions-Gesellschaften stützte, das brittische Colonial-Amt die aus Deutschland gebrachten Opfer an Capital und Arbeit also für sich einzustreichen in der Lage war. So sind auch manche andere freundliche Stimmen neben den übelwollenden in letzter Zeit in unserer Presse laut geworden. Wir wünschten, daß diese Stimmung unter unbe-

fangener und verständnißvoller Kenntnißnahme der Missions-Arbeiten und ihrer Bedeutung sich weiter ausbreitete. Wir wünschen dies hier nicht sowohl im religiösen, als im nationalen Interesse. Dem ersteren haben jene übelwollenden Angriffe noch nicht das Mindeste geschadet; sie sind sogar den Missions-Gesellschaften unmittelbar nützlich geworden*). Aber es wäre für die öffentliche Meinung in Deutschland wohl ein Gebot des Anstandes, über eine stille, aber energische und aufopferungsvolle Thätigkeit, die, wenn sie da und dort auch manchmal ein etwas enges Gepräge zu tragen scheint, doch unserer Nation zur Ehre gereichen darf, etwas unbefangener und richtiger urtheilen zu lernen. So wie dies geschieht, wird

*) Die Jahres-Einnahmen der deutschen evangelischen Missions-Gesellschaften (Basel eingerechnet) — deren Zahl leider etwas groß und deren Arbeit daher vielfach zersplittert ist — sind seit Jahrzehnten in stetigem Wachsen und haben in den letzten Jahren die Summe von zwei Millionen Mark überschritten. Das ist gegenüber England, das das Zehnfache aufbringt, noch wenig, erhöht sich aber nicht unbedeutend dadurch, daß die deutschen Missionen beträchtlich, fast um die Hälfte, wohlfeiler arbeiten, als die englischen. Aber davon abgesehen, ist jene Summe für deutsche Verhältnisse an sich viel, ja sehr viel, zumal bei uns die Missions-Gesellschaften nicht, wie in England, viele reiche Geber zählen, sondern überwiegend aus den mittleren und mehr noch aus den ärmeren Klassen ihren Unterhalt empfangen. Wo gibt es aber bei uns humanistische oder auch kirchliche Vereine, die auch nur annähernd ein solches Resultat aufzuweisen hätten? — Solche, die über die Entwicklung der evangelischen Missionen sich orientiren wollen, verweisen wir auf Dr. Warnecks „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ und auf das „Basler Missions-Magazin“. Das erstgenannte Monatsblatt vertritt vorwiegend die mehr wissenschaftlichen Seiten der Missionsarbeit, das zweite bringt anschauliche Darstellungen über die Gesammt-Entwicklung der Missions-Unternehmungen in allen Ländern. — Ueber die katholischen Missions-Arbeiten orientiren die „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens“ (Cöln, bei Dumont-Schauberg), und die illustrirte Monatsschrift: „Die katholischen Missionen“ (Freiburg, bei Herder).

auch in Deutschland die Anerkennung nicht ausbleiben, daß diese gering geachteten Missions-Unternehmungen doch etwas bedeuten, daß sie wirklich einen culturellen Werth besitzen, ja daß sie einer Nation, die sich übers Meer wagen und auch coloniale Politik treiben will, höchst nützlich, unter Umständen sogar unentbehrlich werden können.

Der Blick auf Central-Afrika nöthigte unwillkührlich zu vorstehenden Bemerkungen. Denn England ist dort, wie bemerkt, mit seinen Cultur-Pionieren bereits wacker an der Arbeit. Drei große Missions-Gesellschaften stehen an den ostafrikanischen Seen in Thätigkeit, und eine vierte sucht so eben vom Westen her dem Livingstone-Fluß entlang einzudringen. Die englischen Missions-Gesellschaften, durchaus freie Vereinigungen, wie auch die deutschen, haben zwar principiell nichts mit Politik zu thun und auch nichts mit colonialen Annexionen, doch macht begreiflicherweise auch in ihnen bei dem Beginn neuer Missions-Unternehmungen der nationale Instinkt sich unmittelbar geltend. Man zögert nicht, dahin zu gehen, wohin die großen Entdeckungen den Weg zeigen, wo zugleich neue Pfade für den brittischen Handel, vielleicht auch neue coloniale Erwerbungen sich zu erschließen verheißen. In Deutschland ist dies bisher schlechthin unmöglich; unsere Missions-Gesellschaften leisten daher seit Jahrzehnten für England, auch für Holland, ebenso unwillkührlich, wie uneigennützig ihre culturellen Pionier-Dienste. Will nun aber unser deutscher Handels-Stand an der Erschließung und Ausbeutung Central-Afrikas sich betheiligen, so wäre von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß an geeigneten Stellen, an der West- und an der Ostküste, deutsche Missions-Niederlassungen zunächst zu Stande kämen. An der Goldküste sind bereits seit langen Jahren deutsche Missionare thätig (wie am Gabun amerikanische und französisch-katholische), und der erste Anstoß zu den großen ostafrikanischen Entdeckungen ist

eigentlich durch zwei deutsche Missionare (Krapf und Rebmann) gegeben worden. Doch dürfte ein derartiges Vorgehen heute mehr, wie je, Schwierigkeiten finden. Auch die deutschen Missions-Gesellschaften merken natürlich den Druck der Zeiten in ihren Einnahmen. Ueberdies sind solche Niederlassungen in tropischen Ländern, zumal in Central-Afrika, sehr kostspielig, weil jede Niederlassung hier auch äußere Cultur-Arbeiten, Gewerbe, Pflanzungen in ihren Umkreis mitaufnehmen, eigene Fluß- oder Küsten-Boote, eventuell sogar einen kleinern Dampfer sich halten muß. Männer, wie jener Herr in Leeds, der 1877 zweimal 5000 Pfd. St. für den Beginn der Missions-Arbeit an den ostafrikanischen Seen geschenkt hat, fehlen uns bis jetzt in Deutschland völlig. Wenn wir anfangen, überseeisch zu werden und uns nach einer colonialen Politik auszustrecken, finden sich vielleicht allmählig hie und da auch solche munificente Freunde bei uns. Hier wollten wir wenigstens für weitere Kreise die Bedeutung eines solchen Vorgehens auch für die Gewinnung eines deutschen Antheiles an Central-Afrika betont haben.

Sollte es deutschen Missions-Gesellschaften — aus Mangel an genügenden Geldmitteln, am Personal fehlt es nicht — unmöglich sein, in nächster Zeit mit Niederlassungen in Central-Afrika vorzugehen, so möge jedenfalls die kaufmännische Welt in unseren Seestädten nicht säumen, ihren Unternehmungsgeist und ihr merkantiles Verständniß auch an dem jetzt sich erschließenden Mittel-Afrika zu erproben. So eben ist aus der Feder eines Deutschen eine Schrift erschienen, die für den Versuch jeder derartigen Unternehmung die dankenswerthesten Dienste leistet. Wir meinen die Schrift: „Ethiopien. Studien über West-Afrika.“ Von Dr. Hübbe-Schleiden. Hamburg bei L. Friederichsen & Cie., 1879. In der That, eine vortreffliche Studie, die dem Besten, was je über Afrika geschrieben, würdig zur Seite tritt. Der Verfasser, der jüngst mehrere Jahre in

praktischer Thätigkeit an der Westküste Mittel-Afrikas verlebt, die dortigen Verhältnisse gründlich beobachtet und klar durchdacht hat, bietet hier das Resultat seiner vielseitigen Beobachtungen in ebenso belehrender, wie anziehender Weise. Und was seinem Buche besonders Werth verleiht, ist die durchaus praktische Tendenz, die seine Darlegungen für jede Unternehmung in Mittel-Afrika zu einem sehr brauchbaren Hülfsmittel macht. Vielfache Studien zum Verständniß colonialer Politik und der mit ihr unmittelbar zusammenhängenden wirthschaftlichen Fragen sind verarbeitet, und was der Verfasser über die klimatische Beschaffenheit, über die Cultur-, wie commerziellen Verhältnisse, was er über den Neger, seine Natur und seine Behandlung, seine Erziehung zur Arbeit sagt, zeugt ebenso sehr von treffender Beobachtungsgabe, wie von wohlwollendem und klarem Urtheil. So hoffen wir, daß diese treffliche Arbeit sich zugleich als eine recht zeitgemäße Vorarbeit für größere deutsche Handels-Unternehmungen in Central-Afrika erweisen werde. Der deutsche Handel hat ja auch bereits seine Anknüpfungen, wie an der Westküste, so auch im Osten auf Zanzibar. Wie aber oben schon begründet, fällt bei dem Verlangen nach Handels-Colonien die Initiative, das entschlossene Vorgehen unserem Handelsstande zu. Es genügt, daß er sich vor Beginn seiner Unternehmungen des wohlwollenden Schutzes der deutschen Reichs-Regierung, auch durch tüchtige consularische Vertretung, versichere, und zugleich über die Zielpunkte und Methode seiner Arbeiten ein gewisses Verständniß mit ihr zu erzielen suche. Es wird dann, denken wir, im richtig gegebenen Augenblicke nicht allzu schwer halten, unterstützt von der öffentlichen Meinung, die deutsche Reichs-Regierung auch zur Besitz-Ergreifung einiger Küstenpunkte zu bewegen.

Aber eine Eventualität erheischt hier noch kurzer Beleuchtung. Wiederholt haben wir der jüngst vollzogenen großen

Annexionen Englands in Süd-Afrika gedacht und vorstehend erwähnt, daß der brittische Colonial-Minister kürzlich solche auch für Central-Afrika in Aussicht gestellt hat. Das Verfahren bei jenen Besitz-Ergreifungen war bisher ein sehr einfaches, summarisches. Ein englisches Kriegsschiff erscheint an einer geeigneten Bai und pflanzt an derselben die brittische Flagge auf. Man errichtet ein Zollhaus und sendet einen Beamten mit ein Paar Begleitern ins Land, um mit den Häuptlingen der Eingeborenen gegen eine Jahresrente Verträge abzuschließen, in welchen sie ihre Unterwerfung unter die brittische Krone aussprechen. Dann wird den Eingeborenen ein bestimmter Bezirk als Location zugewiesen und das übrige Land als Kron-Eigenthum erklärt*). So verwandeln sich Landstrecken von Hunderttausenden englischer Quadratmeilen durch eine ebenso einfache wie rasche Procedur in brittisches Territorium. Es erscheint uns als ein gemeinsames Interesse aller Handel treibenden Seemächte, daß einem derartigen Vorgehen Englands in Bezug auf Central-Afrika zu rechter Zeit gewehrt werde. Höchst wahrscheinlich wird auch in dem sich erschließenden Mittel-Afrika brittischer Unternehmungsgeist und brittisches Capital bei der auf diese Länder sich wendenden, colonisatorischen, culturellen Thätigkeit den Reigen führen. Daraus ergibt sich, daß England in einiger Zeit ein legitimes Recht

*) Die 1877 vollzogenen Annexionen in Süd-Afrika haben in dem allein noch freigelassenen Winkel des Zulu-Landes soeben ein für England empfindliches und trauriges Nachspiel erhalten. Die englische Armee-Leitung scheint einen Umstand ganz übersehen zu haben, daß nämlich seit 15 Jahren alle südafrikanischen Stämme sich mit Präcisions-Feuerwaffen zu versehen Gelegenheit gefunden haben. Dies war auch die Ursache, daß die transvaalschen Boers sich 1876 auf 1877 nicht mehr, wie früher, ihrer schwarzen Nachbarn zu erwehren vermochten und damit England einen Vorwand zur Einmischung boten. Soweit bei der Occupation der Transvaal-Republik eine Vergewaltigung stattgefunden, ist dieselbe bereits blutig gesühnt.

haben wird, auch in diesen Ländergebieten zu Besitzergreifungen überzugehen. Aber es ist ein gemeinsames Interesse Europas und der Vereinigten Staaten, zu hindern, daß England in einer ausschließenden, den eigenen Handel faktisch monopolisirenden Weise auch hier mit Besitz-Ergreifungen vorgehe. Dazu gehört unter Anderem, daß der Livingstone-Fluß frei und unbelastet bleibe, daß auch die Hauptzugänge vom Osten, die wohl nicht in ferner Zukunft stehenden Eisenbahn-Linien, offen gehalten werden. Der verstorbene General-Consul Sturz hat in dieser Beziehung (in der Schrift: „Der wiedergewonnene Welttheil, ein neues, gemeinsames Indien", Berlin 1876) bereits eine Anzahl von Vorschlägen gemacht, welche im Wesentlichen richtig gegriffen und beachtenswerth sein dürften.

Mit vorstehenden, wenn auch in gedrängter Kürze gehaltenen Darlegungen glauben wir den Beweis erbracht zu haben, daß auch heute noch Raum und Gelegenheit für deutsche Handels-Colonien in genügender, ja in reichlicher Fülle gegeben ist. Und wem unsere Andeutungen und Vorschläge noch nicht genug sein sollten, den können wir auch noch darauf verweisen, daß aller irdische Besitz wandelbar ist und von Hand zu Hand geht. Nur daß bei Völkern, die ihre Lebensdauer nach Jahrhunderten rechnen, dieser Wandlungs-Prozeß naturgemäß langsamer sich vollzieht. Es hat aber noch kaum einen größeren continentalen Krieg gegeben, der nicht auch Veränderungen im colonialen Besitzstande der großen Mächte zur Folge gehabt hätte. Auch 1871 würde es sicherlich keine Schwierigkeiten gemacht haben, für einen Streifen elsaß-lothringischen Gebietes eine ganz hübsche Portion französischen Colonial-Besitzes zu erhalten. Aehnliche Gelegenheiten werden im Laufe dieser Welt leider öfter wiederkehren. Wir hoffen aber, daß solch' grausame, weltgeschichtliche Nothwendigkeiten in späteren Zeiten Deutschland in der Lage und auch colonial

so weit zubereitet finden werden, daß es derartige Gelegenheiten wahrnehmen kann. Und hier können wir es uns nicht versagen, noch einige Bemerkungen einzustreuen über eine Frage, die den Verfasser seit lange und besonders in den letzten Jahren lebhaft bewegt, die aber auch, rein sachlich betrachtet, im Rahmen dieser Schrift angedeutet zu werden ein Recht hat.

Die Türkei befindet sich im Zustande der Liquidation; das ist das unleugbare Resultat des letzten russisch-türkischen Krieges. Der Berliner Vertrag hat die Modalitäten und die vorläufige Umgrenzung des ersten Liquidations-Aktes völkerrechtlich festgestellt, und für den zweiten, wohl zur weiteren Kräfte-Sammlung der Mächte Europas, den Termin prolongirt. Ob Lord Beaconsfield ganz loyal gehandelt, daß er vor Beginn des europäischen Concertes, nach bereits unzweifelhaft festgestelltem Bankerott durch seine Convention vom 4. Juni das ihm zunächst Convenirende aus der Masse vorwegnahm, lassen wir hier natürlich unerörtert. Dem gegenüber Rußlands weltbekannte Uneigennützigkeit, die ihm auch den ganzen opferreichen und von den grausamsten Folgen begleiteten Krieg nur zur Verbesserung des Looses der Christen zu führen gebot, zu preisen, ist hier auch nicht am Orte. Der Verfasser gesteht aber, daß er zu denen gehörte, die aufs lebhafteste wünschten, den Beginn des Liquidations-Verfahrens gegenüber der armen, vielgeplagten Türkei, die schon länger, statt wie früher die Christen zu drücken, sich vor ihnen zu fürchten in der Lage war, noch einige Zeit verschoben zu sehen. Vor Allem um deßwillen, damit die christlichen Völkerschaften der Balkan-Halbinsel, die, die Griechen voran, in den letzten zwanzig Jahren wacker vorwärts strebten, Zeit empfingen, sich moralisch und culturell weiter zu entwickeln und dadurch das kommende Theilungsgeschäft zu vereinfachen und gefahrloser zu machen. Doch die begonnene Liquidation ist Thatsache, und es ist dank-

bar anzuerkennen, daß es dem Leiter der deutschen Politik gelungen ist, wenigstens die Partialisirung des Theilungs-Verfahrens durchzusetzen und das Aufgebot des ersten Termins enger zu begrenzen. Wir begreifen auch, daß der gegenwärtig leitende Staatsmann vielerlei und schwer wiegende Gründe gehabt haben wird, ohne jedes eigene Begehren nur dem Frieden Europas zu dienen, und immer wieder zu betonen, daß Deutschland in der orientalischen Krisis keine unmittelbaren Interessen zu vertreten habe. Aber, wie es scheint, ist der deutsche Reichskanzler hierbei von manchen Seiten doch wohl etwas mißverstanden worden. Es sollten, wie uns deucht, jene Erklärungen doch nicht so gedeutet werden, als wenn Deutschland auch beim zweiten und dritten Termine keinerlei Ansprüche an die Masse erheben dürfte oder würde. Die politischen Gesichtspunkte, die bei dem Eintritt erneuten Liquidations-Verfahrens vorzugsweise bestimmend wirken werden, entziehen sich natürlich für heute jeder Berechnung; und Deutschland hat schwerlich je Anlaß, eine politische Macht-Verstärkung im Oriente (höchstens eine Flotten-Station im Aegäischen Meere) zu suchen. Aber die orientalische Frage ist eben in keiner Weise nur eine politische; sie ist vielmehr, und zwar in erster Linie, eine Cultur-Frage. Und weil und soweit sie dies ist, reklamiren wir zu deren endlicher Lösung heute schon für Deutschland eine hervorragende Mitbetheiligung. Der Orient, dieser reiche Länder-Complex mit seiner wunderbaren natürlichen Anlage vielseitigster Entwicklung, wird aus seiner verarmten und geknechteten Lage nicht emporgehoben werden ohne Befruchtung, ohne lebendigen Kräfte-Zufluß aus West- und Mittel-Europa. Sollte dabei Deutschland nicht naturgemäß sich auch lebhaft zu betheiligen Beruf und Anlaß haben? Schon heute ist die Türkei für die Einwanderung intelligenter, unternehmender, mit Capital ausgerüsteter Leute eines der empfehlenswerthesten Länder, so

frappant diese Behauptung dem mit den Verhältnissen nicht Vertrauten gegenwärtig noch erscheinen mag. Auch eine größere Massen-Einwanderung ist namentlich in Klein-Asien und Syrien für eine spätere Zeit nicht ausgeschlossen. Wir müssen uns hier — nähere Darlegungen, für eine andere Gelegenheit vorbehaltend — auf diese Andeutungen beschränken; wir müssen uns hier genügen lassen, auszusprechen: auch im Orient liegt eine Cultur-Aufgabe für die Zukunft Deutschlands.

Doch zur Gegenwart noch einmal zurückkehrend, so handelt es sich im Blick auf Ackerbau- wie Handels-Colonien zunächst um einige, wenn auch nur bescheidene Anfänge. Eine deutsche Colonial-Politik kann naturgemäß ja nur allmählig sich gestalten. Wenn heute England oder Holland in erhabenster Uneigennützigkeit und zur Beschämung des alten und immer neuen politisch-diplomatischen Grundsatzes: Do, ut des — eine ihrer Handels-Colonien uns schenken wollten, so würde solche Großmuth uns zunächst wenigstens in peinliche Verlegenheit bringen. Denn was verstehen wir bis heute von Colonien und Colonial-Politik? wo fänden wir das geeignete Beamten- und Verwaltungs-Personal? Unsere Herren Geheimräthe, die nicht einmal bei den Annexionen in Deutschland sich im Ganzen sonderlichen Ruhm erworben haben, würden, fürchte ich, bei den uneigennützigen Geschenkgebern rasch merkliches Achselzucken hervorrufen. Freilich, der in Deutschland seit lange herrschende Aberglaube, daß ein dreijähriges, zwischen Kneipe und Colleg oft noch sehr ungleich getheiltes, juristisches Studium zu allem Denkbaren befähige, könnte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male einen starken Stoß erleiden; und das wäre am Ende wohl werth, eine kleine nationale Verlegenheit bestehen zu müssen. Jedenfalls würden wir, eintretend in die Bahn colonialer Verwaltung, wohl thun, auch nach dieser Seite England zum Muster zu nehmen, dessen colonialer Beamten-Stand sich im Durchschnitt

neben den nöthigen Kenntnissen durch Lebens-Erfahrung und praktisches Geschick, durch Humanität und Selbständigkeit des Charakters vortheilhaft auszeichnet. Doch die bezeichnete Gefahr, beschenkt zu werden, ist vorläufig ganz illusorisch; um so mehr ist zu betonen, daß wir heute in Absicht auf Colonien uns eben in dem allerersten Vorstadium befinden. Es gilt vor Allem noch, das Verständniß für die Bedeutung und Nothwendigkeit colonialer Besitzungen zu wecken und auf Grund desselben den Willen der Nation in dieser Richtung kräftig zu erregen. Kommen wir von da aus unter Ueberwindung aller Schwierigkeiten und Widerstände zum Anfang wirklichen Handelns, so werden auch die ersten Versuche die von jedem neuen Anfang unzertrennlichen Mühen und Schwierigkeiten bewähren. Aber sollte die deutsche Nation, von Haus aus seetüchtig, gewerblich, wie merkantil befähigt, zur agriculturellen Colonisation vor anderen geschickt, und mit so reichlichen, verfügbaren Arbeitskräften ausgerüstet, wie kein anderes der modernen Cultur-Völker, nicht auch auf diesem neuen Wege sich erfolgreich Bahn brechen? Wir zweifeln daran um so weniger, je überzeugter wir sind, daß die Colonial-Frage heute bereits eine Lebens-Frage für die Entwicklung Deutschlands geworden ist. Sie wohl überlegt, doch auch kraftvoll anzufassen, wird von den ersprießlichsten Folgen für unsere wirthschaftliche Lage, für unsere ganze nationale Entwicklung werden. Schon der Umstand, daß hier eine neue Frage vorliegt, deren vielgestaltige Tragweite für das deutsche Volk recht eigentlich ein noch unbetretener, jungfräulicher Boden ist, kann nach vielen Seiten heilsam sich erweisen. Es ist im neuen Reiche Vieles bereits so verbittert, von unfruchtbarem Parteihader versäuert und vergiftet, daß die Eröffnung einer neuen, verheißungsvollen Bahn nationaler Entwicklung wohl auf Vieles wie befreiend, weil den Volksgeist nach neuen Seiten mächtig anregend, zu wirken vermöchte. Auch das wäre

erfreulich und ein Gewinn. Gewichtiger freilich noch ist die Erwägung, daß ein Volk, das auf die Höhe politischer Macht-Entwicklung geführt ist, nur so lange seine geschichtliche Stellung mit Erfolg behaupten kann, als es sich als Träger einer Cultur-Mission erkennt und beweist. Dies ist zugleich der einzige Weg, der auch Bestand und Wachsthum des nationalen Wohlstandes, die nothwendige Grundlage dauernder Macht-Entfaltung, verbürgt. Die Zeiten, in denen Deutschland fast nur durch intellektuelle und literarische Thätigkeit an den Aufgaben unseres Jahrhunderts mitgearbeitet hat, sind vorüber. Wir sind politisch und sind auch mächtig geworden. Aber die politische Macht, wo sie als Selbstzweck in den Vordergrund der Strebungen einer Nation sich drängt, führt zur Härte, ja zur Barbarei, wenn sie nicht den ideellen, den sittlichen, wie ökonomischen Cultur-Aufgaben ihrer Zeit zu dienen bereit und willig ist. Der französische National-Oekonom Leroy Beaulieu schließt sein Werk über Colonisation mit den Worten: „Diejenige Nation ist die größte in der Welt, welche am meisten colonisirt; wenn sie es heute nicht ist, wird sie es morgen sein.“ Niemand kann in Abrede stellen, daß in dieser Richtung England allen anderen Staaten weit überlegen ist. Man hat freilich, zumal in Deutschland, während des letzten Jahrzehntes oft von „der sinkenden Macht Englands“ reden hören. Wer die Machtstellung eines Staates nur mehr, wie es in unserem eisernen Zeitalter allerdings fast üblich geworden, nach der Zahl seiner kriegsbereiten Heeres-Mannschaft zu schätzen versteht, mag solche Meinung leicht begründet achten. Wer aber über die Erdkugel seine Blicke streifen läßt und den fortwährend sich mehrenden mächtigen Colonial-Besitz Groß-Britanniens überschaut, wer die Kräfte, die es aus denselben zieht, das Geschick, mit welchem es ihn verwaltet, bedenkt, überhaupt die herrschende Stellung, welche der angelsächsische Stamm in allen überseeischen Ländern

einnimmt, beobachtet, dem wird jene Rede wie das Raisonnement eines Spießbürgers erscheinen. Daß aber England seine weltumspannenden Besitzungen, seine über alle Meere dominirende Machtstellung mit einer Truppenzahl aufrecht erhält, welche kaum ein Vierttheil der Heeresmannschaften einer unserer continentalen Militair-Staaten ausmacht, ist nicht nur ein großer wirthschaftlicher Vortheil, sondern zugleich der schlagendste Beleg von der soliden Macht, von der culturellen Kraft Englands. Von continentalen Massenkriegen wird sich Groß-Britannien freilich heute möglichst ferne halten, oder doch nur mit Verbündeten in die Aktion treten, was aber der Machtstellung des insularen Reiches keinerlei Schaden bringen wird. Jedenfalls wäre es gut, wenn wir Deutsche von dem colonialen Geschick unserer angelsächsischen Vettern zu lernen und in friedlichem Wetteifer ihnen nachzustreben begännen. Als das Deutsche Reich vor Jahrhunderten an der Spitze der Staaten Europas stand, war es die erste Handels- und See-Macht. Will das neue Deutsche Reich seine wieder gewonnene Machtstellung auf längere Zeiten begründen und bewahren, so wird es dieselbe als eine Cultur-Mission zu erfassen und dann nicht länger zu zögern haben, auch seinen colonisatorischen Beruf aufs Neue zu bethätigen.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.







